

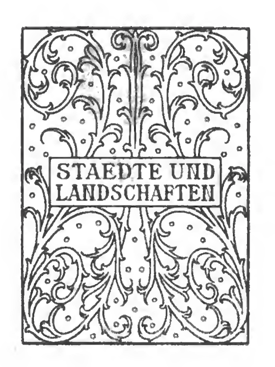
Wien

Hermann Bahr



Hermann Bahr

WIEN



STÄDTE UND LANDSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN
VON
LEO GREINER

GLEICHZEITIG GELANGEN ZUR AUSGABE:

Band 1

MÜNCHEN VON JOSEF RUEDERER

Band 3

DER BODENSEE V. WILHELM V. SCHOLZ

Band 4

DER HARZ VON PAUL ERNST

Band 5

DER NIEDERRHEIN
UND DAS BERGISCHE LAND
VON WILHELM SCHÄFER

Rudolf Alt Der Stephansplatz

Nach einer Photographie von J. Löwy

Wien

von

Hermann Bahr

—

Mit acht Vollbildern



Stuttgart
Carl Krabbe Verlag
Erich Gussmann

La vida, Mendo, contiene
un mismo fin, que es vivir
en que el savio hasta morir
con el mas rudo conviene.

Lope.

Meinem lieben Freunde

Professor Doktor Josef Redlich

in herzlicher Verehrung.

Sanct Veit, im Herbst 1906.

In Europa weiss man von Wien, dass dort immer Sonntag ist, immer am Herd sich der Spiess dreht. Ferner: dass es ein Capua der Geister ist — man lebt in halber Poesie, gefährlich für die ganze. Ferner noch etwa die Namen einiger Walzer von Lanner und Strauss; einer heisst: „Das Leben ein Tanz“; ein anderer: „Lustig lebendig“; ein anderer: „Heiter auch in ernster Zeit“. Ferner vielleicht noch ein paar solcher Refrains: „Der Wiener geht net unter“; oder: „Ewi nur ka Traurigkeit g’spürn lassen“; oder: „Allerweil fidel“. Und also: dass es „halt“ die Stadt der Backhendel, der feschen Fiaker und der weltberühmten Gemütlichkeit ist.

Diesen Ruf einer glücklich in Ton und Tanz eingewiegten Stadt von harmlosen, ein bisschen liederlichen, nicht sehr tätigen, nicht sehr tüchtigen, aber guten und lieben Menschen hat es draussen bewahrt. Wem aber verhängt ist, hier zu leben, der begreift das nicht. Er ist voll Zorn.

Es klingt schon anders, wenn Metternich sagt: Auf der Landstrasse fängt Asien an.

Oder wenn Moriz Hartmann ins Grab einem Freunde nachruft: Er starb an Wien. Und wenn Kürnberger wettert, es können „nur die fremden Touristen gewesen sein, welche den abgeschmackten Ruf der Gemütlichkeit über Wien ausgossen“, wenn er es „die Zone süddeutscher Laxheit multipliziert mit slavischer Liederlichkeit und zum Quadrat erhoben durch geistliche und weltliche Missregierung hundertjähriger Dalai Lama-Absolutie“ nennt, wenn er sich gegen „die Indolenz, die Frivolität, die Gemeinheit, die sittliche Verkommenheit, die namenlose Bubenhaftigkeit, den Lustfrevel, die Zotengier, den Schmutzfanatismus, den Bildungshass, die verstockte, verluderte, sich selbst bejahende, absolute Lumpenhaftigkeit“ der dennoch geliebten Stadt immer wieder erzürnt.

Der dennoch geliebten Stadt. Das nämlich ist wienerisch. Hört man den Wiener, so muss hier zu leben ein Fluch sein. Aber keiner wandert aus. Er schimpft, er raunzt, er höhnt, je nach seiner Art. Aber er bleibt. Es scheint, dass er von der so geschmähten, so verhassten Stadt dennoch nicht lassen kann. Und er tut nichts, Wien zu verändern, oder den Wiener, auch nur den Wiener in



Herzog Heinrich Jasomirgott
Glasgemälde im Kloster Heiligenkreuz

sich selbst. Dies versucht er nicht und wer es versucht, ist sein Feind.

Der Wiener ist ein mit sich sehr unglücklicher Mensch, der den Wiener hasst, aber ohne den Wiener nicht leben kann, der sich verachtet, aber über sich gerührt ist, der fortwährend schimpft, aber will, dass man ihn fortwährend lobt, der sich elend, aber eben darin wohl fühlt, der immer klagt, immer droht, aber sich alles gefallen lässt, nur nicht, dass man ihm hilft — dann wehrt er sich.

So ist der Wiener. Wie er es wurde, will ich zeigen. Und: ob er es bleiben muss.

1.

Livius erzählt, um 600 seien die Brüder Bellovesus und Sigovesus mit ihren Haufen aus Gallien fort, der eine nach Italien, der andere über den Rhein. In Italien finden sich Kelten vor 388 nicht. In den Alpen nennt Herodot sie nicht, noch Sylax. Man nimmt aber jetzt an, dass sie wirklich schon um jene Zeit, über den Rhein her, hier eingedrungen sind. Andere Scharen ihrer Rasse, aus Italien zurückgeworfen, schlossen sich ihnen dann an. Hallstadt ist eine solche

Siedlung der Kelten und wir dürfen uns bald diese ganze Gegend überall unter ihrer formenden Kraft denken. Kelten sind unfähig, ruhig sich selbst zu gestalten. Sie brauchen Fremdes, um sich anzusetzen. Dann erst können sie sich kristallisieren. Hier fanden sie ein stilles, schweres, scheues Volk, in Angst vor den Tieren, zur Sonne betend, die Seele hegend, fleissig, schon bis zur Kunst hinauf, etwa auf der Höhe des vorhomerischen Troja, ganz unkriegerisch gesinnt; das Schwert fehlt ihm, es hat nur Waffen gegen Tiere. Art des Kelten ist es nun, sich einzulisten. Er schmeichelt sich zum Herrn auf. Er kann es, weil er nichts zu überwinden hat; denn er bringt selbst keinen Inhalt mit, den hat er nicht, den eben sucht er sich erst, dies ist es ja, was ihn auf das Meer fort und über das Land hin treibt; sein Wesen ist, Form zu bringen, seine Kraft ist, Form zu geben, aber selbst, aus sich, hat er nichts für sie, dazu braucht er immer ein fremdes Volk und es braucht ihn, weil es, ihm ergeben, nichts verliert, sondern an ihm sich selbst erst gewinnt, vorher ist es unwissend über sich, durch ihn erfährt es sich erst, nun kann es sich sehen.

Nach den Kelten, über die Kelten hin die Römer. Dann der germanische Sturm. Und Slaven und Avaren. Aber es war nun schon eine Form da, ein Gefäss. Die nehmen nun die Mönche mit starken Händen. Der heilige Severin wird als der erste genannt, aus Afrika herüber verirrt. Diese Mönche gleichen den Kelten. Sie nehmen nichts, sie geben nur Form. Sie kommen von weither und sagen, dass sie helfen wollen, und fragen jeden um seine Not. Und indem er antwortet, hört er sich zum erstenmal. Indem er bekennt, erkennt er sich erst. Sie wissen das grosse Geheimnis aller „Verwaltung": jeden sein Bedürfnis finden zu lassen. Darum ist unter ihnen gut wohnen. An die Kirche drängen sich Häuser, Handwerk befestigt sich, Kauf kann beginnen, bald ist ein Markt da, die urbs, die civitas fängt an. Aber der „Bürger" fühlt sich erst, als es ihm gelingt, sein eigener Richter zu werden. Er nimmt sich von der gemeinen Gerichtsbarkeit aus, zahlt den Kopfzins und alle die bäuerlichen Abgaben nicht mehr und erhält sein Gesetz für sich. Und nun kommt das Geld auf. Hier beginnt die Stadt.

Idrisi, ein Araber, der für den Sizilischen König Roger eine Geographie schrieb, nennt

in unseren Gegenden zwei Städte: Ghermesia, und Biena, Krems und Wien. Wien erstarkt bald, es wächst über die anderen, über Krems, Tulln, St. Pölten, Hainburg. Und nun geschieht es, dass der Fürst in die Stadt zieht, Herzog Heinrich verlässt den Kahlenberg. Sie ist schon die letzte Stelle des deutschen Handels, zum Orient hin, gegen Ungarn hin. Nun wird sie noch die Stelle des letzten deutschen Hofes. Der Fürst will, sie soll nicht mehr bloss tauschen, niederländische Gewänder und Tücher, Wachs, Kupfer, Zinn, Glockenspeise, Heringe und gesalzene Fische nach dem Osten hin für die Gaben Russlands und des verschwägerten Byzanz — selbst soll sie jetzt schaffen lernen: sie bekommt ihre Münze, flandrische Färber werden gerufen, bald auch Tuchhändler und Handschneider, die von ihren Läden unter den Lauben die Laubenherren heissen; alle sind noch Landwirte dazu, Handel und Gewerbe bleibt an den Grundbesitz gebunden, jeder Bürger ist ein Weinbauer, aber stolz und frei steht er neben den Dienstmannen und Rittern des Hofes, er darf sein Pferd und Waffen haben, sein eigenes Recht schützt ihn, sein Haus ist seine Burg, er wird auf

freiem Fusse gerichtet, er wählt vierundzwanzig Bürger, welchen er zutraut, dass sie wissen, was die Stadt braucht, das sind die „Geschworenen“, sie lenken die Verwaltung, und andere hundert Bürger werden aus den vier Vierteln der Stadt gewählt, für jedes Geschäft, das über drei Pfund Pfennige geht, das sind die „Genannten,“ erst nur Zeugen und Beisitzer des Gerichts, bald aber, als die Zünfte nach und nach immer stärker gegen die Erbbürger und die reichen Kaufherren werden, auch Räte der städtischen Pflichten und Sorgen. So wird es bald, dass der sechste Leopold, als er, ein Bistum für Wien zu fordern, an den Papst Innocenz schreibt, es „eine der bedeutendsten deutschen Städte nach Köln“ rühmen kann.

Das Glück der Stadt in jener Zeit ist: ein tätiges, tüchtiges Volk findet Fürsten, die regieren können. Der schwere süddeutsche Schlag, eigentlich friedfertig, doch für seinen Frieden kriegerisch, langsam, von einer zornigen Geduld, auf festen Füssen, war in die keltische Form eingedrungen. Sie wurde hart, er lernte sich schmiegen. Er bekam ihren Glanz, sie seine Kraft. Alle derbe Tugend der deutschen Art war mitgekommen,

aber hier flog ihr der bewegliche Reiz der keltischen an. Man denkt unwillkürlich an England, es ist dieselbe Mischung. Und nun aber die Babenberger: Fürsten, die wirkliche Regenten sind. Sie träumen nicht. Kein Wahn irgend eines phantastischen Abenteuers schreckt sie plötzlich auf, ins Unmögliche zu langen. Nüchtern, schlau, bedächtig. Eigentlich nur: gescheite Bauern. Verwalten ihr Land wie einen Meierhof. Zuerst muss das Nächste geschehen; nicht übermütig sein; lieber wenig, das aber sicher; und Geduld haben, warten können; warten, aber nicht vergessen; geht's heuer nicht, geht's vielleicht aufs Jahr, geht's nicht nach rechts herum, geht's vielleicht nach links herum, nur Geduld, einmal wird's schon gehen und wenns beim Vater nicht geht, geht's beim Sohn; die Hauptsache ist, dass jeden Tag das Nächste geschieht; das Nächste muss sein; morgen ist auch noch ein Tag; aber für das Nächste mit beiden Fäusten. So fängt schon gleich der zweite Leopold an: langsam, vorbedenklich, wohl auch einmal hinten herum, aber was sein muss, muss sein. Und keiner lässt sich jemals über seinen Vorteil täuschen, keiner läuft eitlen Ehren, leerem Ruhme

nach; sie machen die Moden mit, aber es darf nichts kosten, es muss was bringen. Sie ziehen auch einmal ins gelobte Land oder nach Italien mit, aber es muss sich lohnen; durch neues Land, durch eine nützliche Verbindung oder wenigstens durch ein paar welsche Baumeister, die ihnen aus dem Süden folgen. Und sie wissen, was „Politik" ist. Nach aussen: mit den Mächtigen verträgt man sich, schweigt, hält sie sich vom Leibe, wartend, bis der eigene Frevel sie schlagen wird; mit dem Schwachen ist man nicht sentimental, man nützt ihn aus. Im Lande: Allen soll es so gut gehen, als nur möglich ist, aber allen in ihrer Art gleich gut, und keinem besser als den anderen, einen schreckt man mit dem andern ab und so hat jeder das Gefühl, dass der Fürst ihn schützt, dass er den Fürsten braucht; der Bauer macht es mit seinem Gesinde nicht anders. So haben sie die höchste Kunst und Weisheit des Regenten: überall den Vorteil des Regierten an sich zu binden, die eigene Kraft an das allgemeine Bedürfnis. Die Klöster gedeihen, alte Schätze hütend, den Geist der alten Schriften hegend, in neuen Stätten kunstreicher Männer; unsere

schönsten Stifte, Heiligenkreuz, Zwettl, Lilienfeld, die Stadtpfarrkirche zu Wels, die Kirche zu Schöngraben, sind aus dieser Zeit. Aber der Mönch herrscht nicht mehr, der erkühnende Ritter, der erstarkende Bauer, der bereicherte Bürger strebt von ihm weg. Einer strebt gegen den anderen und doch, durch die Macht des Fürsten, mit dem anderen zusammen und am anderen empor. Und so fühlen alle den Fürsten: „Ihr seid wohl wert, dass wir die Glocken vor Euch läuten!“ Und stehen vor ihm, zu ihm in Ehrfurcht, „als ob ein Wunder kommen sei“.

So hat es Walther von der Vogelweide gesagt. Vor ihm war Herr Reinmar der Alte, den der Strassburger Gottfried die „Leitefrau der deutschen Nachtigallen“ hiess, an den Wiener Hof gekommen. Er wurde des Vogelweiders Lehrer und bald massen sie sich in der Kunst, „der Erde neue Lust zu spenden“, an diesem Wiener Hof, der „blühte wie nur des Königs Artus Hof“. Wir wissen nicht, ob Walther aus Tirol kam; fast scheint es, als hätte Niederösterreich mehr Recht ihn anzusprechen, aber was er war, ist schliesslich gleich. Er wurde ein Wiener Dichter. Und dieser Wiener ist der grösste Dichter,



Walther von der Vogelweide
Miniatur der Manessischen Handschrift

den die Deutschen neben Goethe haben. Dichten war ihm wie Atmen, er hätte anders nicht leben können. Er sass auf einem Stein, Bein mit Bein gekreuzt, nachsinnend über Welt und Leben — und es war ein Gedicht. Er hörte das Wasser rauschen, er ging den Fischen lauschen, die Dinge dieser Welt zu sehen, oder liess die Augen schauen, auf Männer und auf Frauen — und es war ein Gedicht. Er lag unter der Linden, an der Heide, beim Tandaradei — und es war ein Gedicht. Er zog aus, der Menschen Sitte zu kennen, von der Mur zur Seine, von der Trave bis zum Po — und immer war es ein Gedicht. Er war — und es war ein Gedicht. . . . Der grösste deutsche Dichter neben Goethe. Und Goethe darin gleich, dass alles an ihm Natur war, Natur, die Kunst trägt wie die Traube Wein. Und der war ein Wiener. Aber er ist in Wien vergessen, wie seine Zeit. Die grosse Zeit von Wien.

Sie war bald aus. Der letzte Babenberger, Friedrich, der dem sechsten Leopold folgt, hat schon den späteren österreichischen Zug einer in die leere Luft, unbekümmert um das Bedürfnis, nach Wünschen, nach Launen experimentierenden Politik. Dann

kommt noch ein grosser Regent: Ottokar der Böhme. Gleich erkennt er das fremde Volk. Den Adel zu brechen, die Herren durch die Ritter zu zwingen, den Städten zu helfen ist sein Sinn. Er ordnet das Gericht, er meistert die Verwaltung, besonders in den Finanzen, die Sänger — so Tannhäuser, ein Oberösterreicher, der nach Wien kam, so Ulrich von Türlin — drängen sich um ihn. Er ist eigentlich das erste Beispiel des aufgeklärten Despoten.

Er fällt. Rudolf von Habsburg dringt zur Macht. Und sein erstes ist, wie es gleich in der Urkunde des allgemeinen Landfriedens heisst: „den alten guten Zustand wieder herzustellen.“ Die Burgen, die der König von Böhmen zerbrochen hat, werden aufgebaut. Der Adel, den der König von Böhmen geduckt hat, erhebt sich. Das Neue wird gehemmt, es soll alles wieder beim Alten sein. Alles soll zurück, die Zeit bleibt stehen. Als ein Sieger über das Neue, als ein Diener des Adels beginnt dieser Fürst. Sein Geschlecht ist anderen Sinnes, als die Babenberger waren.

2.

Unter den habsburgischen Fürsten sind genialische und simple, stürmische und stille,

leutselige und mürrische, siegende und geschlagene, gesellige und vereinsamte gewesen, Menschen jeder Art, aber allen ist gemein, dass ihnen der Sinn für das Wirkliche fehlt. Vielleicht aus einem sehr hohen Mute: sie können nicht ertragen, sich beugen zu müssen, sie lassen sich auch von der Wirklichkeit nichts befehlen, auch die darf nicht stärker sein als sie selbst. Sie sind unfähig, sich vorzustellen, dass irgend etwas sein muss. Gott hat ihnen doch die Macht gegeben, ihnen. So gibt Gott ihnen ein, was er will. Durch sie will er es. Gesetz ist, was er sie für recht erkennen lässt. Kein anderes kann sein. Dass ein Recht in den Menschen wächst, ungeboten, unverlangt, unbedacht, dass Gesetze sind, die die Dinge selbst in sich tragen, dass irgend etwas auf der Welt aus sich notwendig ist, hat keiner von ihnen noch erkennen können. Keinem ist jemals erschienen, wie die Welt darin besteht, dass alle recht haben, jeder anders. Keiner von ihnen hat gewusst, dass ein Regent nur ist, wer spürt, dass jeder recht habe, und wer dafür zu sorgen weiss, dass jeder recht behalte. Diese grosse Kunst war mit den Babenbergern aus Österreich fort.

Eigentlich sind die Habsburger geborene Künstler. Noch jeder hat die Welt aus sich erschaffen. Wie er sie denkt, so muss sie sein. Sein Ausdruck soll sie werden. Länder, Völker, Menschen sind nur sein Stoff. Er ist da, den Stoff zu gestalten. Was er innen sieht, muss aussen sein. Es ist ein Geschlecht der grossen Jakobiner. Jeder fängt die Welt von Neuem an, aus sich selbst. Es ist, als hätte die Geschichte einmal versuchen wollen, ob der Geist allein herrschen kann. Denn diese Frage hat sich jeder Habsburger irgendwie gestellt, ob er es vermag, dass sein Geist stärker als die wirkliche Welt ist.

Gleich der Kaiser Max. Die Zeit bietet ihm an, der erste Monarch der Deutschen zu werden. Er zieht es vor, der letzte Ritter zu sein. Der Mainzer Kurfürst, Primas Berthold von Henneberg, tut den ungeheuren Wurf eines deutschen Reichsparlaments. Alles steht bereit, sich zu ordnen, Max hat nur zuzugreifen. Er will nicht. Es reizt ihn nicht. Es ist nichts für den Ritter, als welchen er sich nun einmal denkt. Und so zieht er lieber durch das Land, den Frauen gefällig, Abenteuern geneigt, ein Athlet, tapfer, liebenswürdig, eine poetische Figur. Wien braucht den Fürsten, er geht nicht

hin: er mag Wien nicht (weil er dort als Bub, mit seinem Vater in der Burg eingeschlossen, einmal ein paar Tage hungern musste, bis ihn Podiebrad von Böhmen befreite). Und das ist es immer: er mag oder er mag nicht. Plötzlich fällt ihm ein, Papst zu werden. Das denkt er sich schön. Aber an das Nächste: dass alle Bedingungen da sind, den grossen Kaiser aus ihm zu machen, daran denkt er nicht. Lebt lieber neben seiner Zeit, neben dem Leben hin. Eine romantische Gestalt.

Dann der fünfte Karl. Der Weimarer Kanzler Müller erzählt, Napoleon habe 1813 auf einem Ritt nach Eckardsberge gesagt: „Karl der Fünfte würde klug getan haben, sich an die Spitze der Reformation zu stellen, nach der damaligen Stimmung würde es ihm leicht geworden sein, dadurch zur unumschränkten Herrschaft über ganz Deutschland zu gelangen." Es ist wie bei Max: die Zeit bietet ihm eine grosse Tat an, er verschmäht sie, um sich in eigenwilligen Abenteuern zu vergeuden. Sie hielt noch eine zweite Tat für ihn bereit: die Niederlande zum deutschen Reich zu binden. Welcher Ausblick: Habsburg als protestantisches Kaisertum der freien Städte, des Welthandels, einer neuen bürger-

lichen Zeit . . . vom Papste gelöst, die Kraft der kleinen Fürsten durch die Städte gebrochen . . . Habsburg als die Macht der Bildung, der Freiheit, der Arbeit, vielleicht für ein Jahrtausend! Er aber liess die Deutschen um den Glauben streiten und gab die Niederlande an Spanien, das Nächste verachtend, das Notwendige verkennend, besessen von seinen Visionen. Starb dann als neuer Diokletian. Was auch wieder sehr poetisch ist.

Max konnte der Deutschen Herr werden, Karl wieder, sie versäumten es. Und noch einmal bot es sich an. Nach dem Lübbeker Frieden, 1629. Wallenstein sprach es aus: „Man braucht keine Fürsten und Kurfürsten mehr. Jetzt ist es Zeit, dass man ihnen das Gasthütel abzieht; wie in Frankreich und Hispanien ein König ist, also soll auch in Deutschland nur der Kaiser allein Herr sein.“ Die Fürsten weg, man braucht sie nicht mehr; zuerst die protestantischen weg, als Rebellen; dann wird es leicht sein, auch die katholischen zu zwingen; dann säkularisiert, „die deutschen Fürstbischöfe tragen allzulange und allzuweite Mäntel“; die Hansa wird dabei helfen, überhaupt die Städte; und dann sind die Soldaten da, daraus schafft man einen neuen Adel,

des Kaisers eigenen Adel, der ihm gehört. Und dann? Wallenstein sah Zug um Zug vor sich. Dann nach Rom. „Es ist bereits hundert Jahre her, dass Rom nicht geplündert worden, jetzt muss es noch um vieles reicher sein.“ Und dann ist es an der Zeit, endlich einmal die Türken aus Europa zu jagen. Und in Frankreich hadern die Prinzen gegen Richelieu, die Kirche murrt, dort sind die Hände gebunden. Und wer in der Welt kann es dann noch wagen, sich mit Habsburg zu messen? So sah es Wallenstein vor sich, alles war bereit, er hielt es dem Kaiser hin. Aber der nahm es nicht. Am vierten Juli 1630 setzte Ferdinand den Friedländer ab. Seine Feinde hatten gesiegt, Habsburgs Feinde. Warum? Die Krone der Welt angeboten — und weggestossen! Wer kann es begreifen? Es scheint unmenschlich . . . Viel später, 1697, schrieb der englische Sekretär im Haag, Prior, ein gelassen den Welthändeln zusehender Herr einmal: „dass die augustissima casa noch niemals etwas tat, wenn sie es tun sollte.“ Das Geschlecht hat einen grandiosen Stolz, nichts anzunehmen, was ihm dargebracht wird. Es lässt sich nichts schenken, es würde sich erniedrigen. So steht es, abgewendet von der Gunst der Zeit

und den Trieben der Menschen, und hört nur auf sich, immer nur auf sich selbst. Denn das ist die Stimme Gottes, die in ihm spricht.

Gottes Stimme zu hören, die in ihm spricht, und Gottes Gebot zu tun. Nicht, was die Menschen begehren. Nicht, was der eigene Vorteil rät. Die Menschen sind Sünder. Der eigene Vorteil lügt. Wir sind nicht hier, um uns zu freuen, sondern damit durch uns Gottes Wille geschehe. Je schwerer er uns wird, desto grösser unser Verdienst. Gott aber spricht durch den Fürsten. Der Fürst gebietet an Gottes statt. Wie er es für recht erkennt, so müssen die Menschen werden. Er fragt nicht, wie sie sind. Er fragt nicht, was sie wollen. Er weiss, was Gott will. Und dies nur ist sein Amt, Gottes Befehl zu tun, den ihm sein Gewissen sagt, und solche Menschen zu schaffen, dass überall durch sie dieser Befehl Gottes geschehe. Die wirklichen sind Sünder. Er aber ist geschickt worden, die Sünde zu vertilgen, das Wirkliche. Und so zugleich aus einem grandiosen Stolz und einer grandiosen Demut hält sich das Haus immer vom Wirklichen ab.

Als der zweite Ferdinand in seiner steierischen Stadt Grätz 1596 zur österlichen Beichte


FERDINAND.II.

ging, waren dort nur noch drei Katholiken. Im österreichischen Adel gab es nur noch fünf Geschlechter, die katholisch blieben, in Kärnten sieben, in der Steiermark nur eines, die Herberstorfe. Der Adel hatte mit der neuen Lehre gute Geschäfte gemacht; die Kirchengüter schmeckten ihm. Seine Söhne studierten in Wittenberg. Der Protestantismus wurde täglich verwegener. Ihm gehörte das ganze Land. Aber Ferdinand fragte nicht, was wirklich war. Er hatte dem Papst Clemens in die Hand gelobt, den alten Glauben herzustellen. So verbot er, was wirklich war; bei Leib- und Lebensstrafe. „Besser eine Wüste als ein Land voll Ketzer", hat er einmal zu Clesel gesagt und er war stärker als das ganze Land. Stärker als das Wirkliche. Wie? Das galt ihm gleich. Dem Friedrich vom Roggendorff, den er fangen wollte, liess er, wenn er zurückkehre, Gnade versprechen. Aber der kannte ihn und antwortete: „Was für eine Gnade? Eine böhmische? Kopf ab. Eine mährische? Ewiger Kerker. Eine österreichische? Raub aller Güter." Es galt ihm gleich. Wenn nur geschah, was er sich zugeschworen hatte: sein Volk „selig zu machen". Sei es auch: „mit der Furcht". Da es nun

einmal nicht anders ging. Am neunten Juni 1620 wurden in Prag die Siebenundzwanzig hingerichtet, er aber kniete, für sie betend, in Mariazell. Er liess Wallenstein ermorden, dreitausend Seelenmessen wurden für ihn gelesen, die Mörder beschenkt. Dreiundvierzig Millionen wurden dem böhmischen Adel geraubt, bis man sich ergab, wieder fromm zu sein. So hat er sich den Titel verdient: Catholicae fidei acerrimus defensor. Der Schwur war eingelöst, im ganzen Lande war das Wirkliche vertilgt. Und die Methode blieb: mit der Furcht selig zu machen. Menschen zu schaffen, mit der Furcht. Es war ein ungeheurer Triumph des Geistes. Des Geistes, der alle Natur verneint und so stark ist, aus sich selbst eine andere, eine neue Welt und seine Menschen, nach seinem Ebenbilde, zu formen.

Der Geist macht dann noch einen zweiten solchen Versuch: durch Josef. Der will freilich anderes. Doch in der selben Art. Auch er fragt nach dem Wirklichen niemals. Das Nächste, die Pflicht des Tages, das Bedürfnis hört er nicht. Sein Volk soll sein, wie er sich ein Volk von freien Bürgern denkt. Dies wird dekretiert. Sein Gedanke bestimmt das

Leben der Nation. Ob sie will, ob sie kann, ob sie die Bedingungen dazu hat, wird nicht gefragt. Dass das Kind nicht plötzlich den Vater, dass kein Heute je das Gestern ganz verleugnen kann, dass nichts Menschliches auf Kommando wird, versteht er nicht. „Dies alles hat jetzt aufgehört, mein Herr Kanzler!“, schreibt er einmal an Kolowrat. Dies alles, was vor ihm war, hat plötzlich aufzuhören. Eine neue Welt hat anzufangen. Und mit einem Federstrich wird dieses Bündel von angeheirateten Provinzen, mit ihren gewaltsam eingeschraubten, ausgesperrten Menschen, plötzlich zum modernen Staat ernannt. Er glaubt, dass sich menschliches Leben auf dem Papier „entwerfen“ lässt. „Abschaffen“ und „Umschaffen“ sind ihm die liebsten Worte, sie kehren immer wieder. „Die innere Verwaltung meiner Staaten erfordert eine Umschaffung“ (in einem Schreiben an den Erzbischof von Salzburg). Man muss „die Denkungsart des Volk's . . . umschaffen“ (an den Kardinal Hrczan). „Wenn ich . . . den bloss beschaulichen Mönch in den wirkenden Bürger umgeschaffen habe . . .“ (an den Salzburger). Aber kein Umschaffen etwa nach den Bedürfnissen, aus einer inneren Notwendigkeit

der Menschen und der Dinge. Sondern nach „Grundsätzen", von der Vernunft aus. „Ein Reich, das ich regiere, muss nach meinen Grundsätzen beherrscht werden . . . Seitdem ich den Thron bestieg und das erste Diadem der Welt trage, habe ich die Philosophie zur Gesetzgeberin meines Reichs gemacht. Zu Folge ihrer Logik wird Östreich eine andere Gestalt bekommen." Hier steckt das Geheimnis aller habsburgischen Politik: immer soll Östreich eine Gestalt bekommen, „infolge irgend einer Logik." Es einmal selber wachsen zu lassen, nach seiner Natur, fällt ihr nicht ein. Es ist immer der Geist, der alles gestalten soll. Des Herrschers Geist allein. Er wechselt freilich. Ferdinand bezieht ihn von der heiligen Jungfrau, Joseph von der Göttin Vernunft. In der Wirkung, für das Volk, ist's ungefähr dasselbe. Immer soll die Nation die Gestalt des regierenden Geistes, niemals ihre eigene haben. Maria Theresia hat, mit mütterlicher Einsicht in den Sohn, einmal gesagt: „Ich lehre meinen Joseph die Musik lieben, damit er milder werde." Dies gilt für das ganze Haus: es fehlt ihnen an Musik, durch welche der Mensch über sich weg, aus dem Einzelnen fort, ins Gefühl der

Menschheit entrückt wird. An jener inneren Musik, von der Lorenzo spricht.

Wer nun jenen grandiosen Mut, der alles nur dem eigenen Gedanken, nichts dem Angebot der Zeit verdanken will, und wer diesen jakobinischen Sinn der Habsburger, überall die Welt durch den Geist zu vergewaltigen, verstehen kann, versteht auch erst ihr Verhältnis zu den unter ihnen lebenden Leuten ganz. „Das östreichische Haus hat das: sie sind nicht dankbar", schrieb die Herzogin von Orleans. Und Hormayr: „Die Geschichte Östreichs ist die Geschichte des Undanks". Wie könnten sie auch dankbar sein? Wofür? Länder, Völker, Menschen sind ihnen nur der Stoff. Sie sind da, die Gestalt des regierenden Geistes zu sein. Wer es unfähig ist, ist ein Rebell, ein Ketzer. „Besser eine Wüste." Aber wer es kann, wer gehorcht, wer sich verleugnet, um wirklich ein Geschöpf des regierenden Geistes zu werden, ihr Geschöpf — darf der deshalb Dank von ihnen verlangen? Er hat ihnen zu danken: denn sie haben ihn „mit der Furcht" selig gemacht, selig im Glauben Ferdinands oder nach der Josephinischen Vernunft. Soll der Vater dem Sohne dafür danken, dass er sich

von ihm erzeugen liess? Sie haben recht und mögen über den Unverstand solcher treuer Diener lächeln, die, wie Grillparzer, sich gekränkt verkriechen, weil ihnen nicht jeder Dienst gleich vergolten wird. Sie haben recht, dass ihnen der Einzelne nichts gilt. Denn so weit er ein Einzelner bleibt, ein Eigener, einer für sich, können sie ihn nicht brauchen. Er muss erst umgeschaffen werden, durch sie. Er hat ihr Geschöpf zu sein, von ihnen ausgedacht, äussere Figur ihrer inneren Welt. Wie tüchtig er sonst sei, für sich selbst, für andere, kümmert sie nicht. Was er als ihr Material taugt, ist die Frage. Dem Kaiser Franz wurde jemand empfohlen und als Patriot angerühmt: Er sagte: „Es heisst wohl er sei ein Patriot für Östreich. Aber ist er denn auch ein Patriot für Mich?“ Er hatte, wie er nun einmal war und wie zu sein ihm durch Herkunft und Erziehung, durch Blut und Urteil zugewiesen war, vollkommen recht.

Durch den Geist das Wirkliche zu vertilgen, den Geist zur Welt zu formen, diese geistige für jene wirkliche zu setzen, ist der tiefe Sinn des alten Hauses. Daher sein ewiges Misstrauen gegen jeden, der wirklich ist,

gegen alles, was wirklich ist. Das Wirkliche fühlt es als seinen Feind. Unwirkliche Menschen braucht es. Das sind des Kaisers Franz „Patrioten für mich“. Solche zu ziehen, unwirkliche Menschen zu züchten, eine habsburgische Nation, das ist noch das Problem jeder östreichischen Regierung gewesen.

Eine solche Zucht ist immer wieder versucht worden. Hormayr bringt in den Anemonen das Protokoll einer Staatsratssitzung von 1626. Ferdinand der Zweite sass vor, der päpstliche Nuntius, der Hauskanzler von Madrid und Florenz, der Kardinal Franz Dietrichstein, der Generalissimus Wallenstein und seine Freunde, der Fürst Eggenberg und der Graf Harrach sassen bei. Es ging gegen Ungarn. Der Spanier bot an, sein Herr und König stelle gern vierzigtausend Mann, auf vierzig Jahre, dazu noch Polens Hilfe mit seinen Kosaken. Die Türken seien um jeden Preis zu kaufen und von Bethlen Gabor zu trennen. Und dann solle man sich doch ein Beispiel an Spanien nehmen: wie dort das Königtum aus solchen Gefahren zur unbeschränkten Macht gekommen sei. Man solle den ungarischen Barbaren ausländische Gubernatoren geben, welche nach Willkür zu herr-

schen hätten, ohne Gesetz, bis sich die Ungarn garnicht mehr zu helfen wüssten. Wendeten sie sich dann klagend nach Wien, so solle man sagen, Seiner Majestät sei davon nicht das Allergeringste bekannt und Allerhöchst demselben derlei Vorgänge äusserst unangenehm, so dass die dummen Bestien dort dem Kaiser nichts anschuldigen und allen Hass nur auf die Statthalter werfen würden, die natürlich nicht ablassen dürften, alles aufzubieten, um das Volk mit Tücken und Züchtigungen wie wahnsinnig zu machen, bis es, seiner alten Freiheit stolz, solcher Schanden ungewohnt, sich gegen die Gubernatoren empören müsste. Ein erwünschter Anlass zu neuen Strafen und Qualen, bis die Verzweifelnden die Nachbarn anrufen werden. Dann sei der Weizen des Hochverrats in seiner schönsten Blüte, dann müsse man die Häupter der Grössten und Besten zuerst fällen, für welchen dem monarchischen Prinzip und dem Gott des Friedens gefälligen Entwurf, wenn es sich nötig zeige, Spanien gern noch zwanzigtausend Mann zu den versprochenen vierzigtausend beizufügen bereit sei. Der Kaiser stimmte zu, dem älteren Caraffa und Wallenstein, die damals in Ungarn kommandierten, wurde die grösste Sorgsam-

keit aufgetragen. In kurzem falle der grosse Markt zu Sintau an der Waag. Dort solle, wie sich nur die geringste Bewegung zeige, alles niedergemacht und nichts verschont werden, was eine Elle hoch, über zwölf Jahre alt und des Ungarischen mächtig sei. Solche Blutbäder hätten anzudauern, bis nach und nach die mächtigsten und kühnsten Männer, bis alle möglichen Häupter eines Aufstandes gebeugt, zertreten, vertrieben oder dem Kaiser lebendig überliefert seien. Es liege nichts daran, dass der Bürgerkrieg auch längere Zeit hindurch jene Länder verwüste. Sie könnten mit zahmeren, willenlosen Ausländern wieder bevölkert werden, wie denn dieses grosse Werk mit der Hilfe Spaniens bereits in Böhmen und Mähren und Schlesien vollständig geglückt sei.

Es war freilich „geglückt". In Böhmen am neunten Juni 1620. In Oberösterreich unter der Haushamer Linde. Es „glückte" überall. Die wirklichen Menschen wurden ausgetilgt, der Wille war zerbrochen, es brach das tiefe Schweigen ein. Aber damit war das Problem doch nur erst halb gelöst. Freilich, Schindmähren, hat Karl der Sechste zum Minister Althann gesagt, sind leicht zu reiten.

Man kommt nur leider nicht weit. Das Problem war doch: nicht bloss den Menschen ihre Natur auszutreiben, sondern eine andere einzugeben, die vom Geiste, von Gott gewollte; diese Wirklichkeit zu schaffen, nicht bloss jene auszurotten. Das aber wollte weniger „glücken".

Es wurde zunächst immer wieder am Adel versucht. Der sollte die „unwirklichen", aus dem Geiste des Herrschers geborenen Menschen geben. Es gelang aber nie. Schon 1542 klagte der Messire Corneille Scepperus, Baron d'Eck, Chevalier, Conseiler et Maistre aux requestes de l'empereur, ein kundiger Diplomat des fünften Karl, der Ferdinands Hof zu Innsbruck und Linz und Wien und das Treiben der Höfischen gesehen, dass sie die Grösse des Königs, ihres Herrn, gar nicht gern hätten, dass sie vielmehr ihn in ihrer Unterwürfigkeit zu halten suchten und es nur darauf anlegten, in ihren Händen und denen ihres Anhanges alle guten Stellen der österreichischen Länder zu haben, dass sie täglich ihren Anhang durch Heiraten und Verbindungen untereinander verstärkten, namentlich mit solchen, die Landes- und Grenzbefehlhabersstellen bekleideten und dass das zum Schaden

des Königs geschehe und um ihn zu unterjochen und in die Sklaverei zu bringen, dass das der Gebrauch der Herren in Österreich sei, so, wie sie es liebten, es mit ihren Fürsten zu machen. „Mehrere berichteten mir, dass im allgemeinen alle Herren von Österreich mit einander zu dem Zwecke verbunden seien, trotz aller Feindschaft, die sie früher gegen einander gehabt haben könnten, diese liessen sie fallen und in Vergessenheit kommen durch die Annehmlichkeit, die sie in diesen Ankäufen und Verpfändungen fänden — dabei stünden sie sich schliesslich sehr gut und diese Verbindung nennten sie Kette." Diese „Kette", von geldsüchtigen, machtgierigen Aristokraten, die sich zur Reformation schlugen, wurde dann besonders in Böhmen stark. Sie waren nicht wählerisch, hiessen den Kaiser einen blinden Hund und Max von Bayern die bayrische Sau, und der traurige Winterkönig, den sie gerufen hatten, bekam ihre Faust zu spüren; denn sie wollten, wie sein Minister sagte, „gleichsam nur einen König zum Schein und der ihnen ihre krummen Sachen gerade mache." Vielleicht ist die „Kette" mit auch ein Motiv, dass Ferdinand so katholisch wurde, acerrimus defensor, nicht

bloss des Glaubens vielleicht, sondern noch mehr vor diesem so sehr wirklichen Adel. Es gelang ihm, die protestantische Kette zu vernichten. Kaum dreissig alte katholische adelige Familien blieben übrig, vom ganzen böhmischen Adel nur achtzehn Häuser. Und nun wurden in Eile neue Fürsten, neue Grafen „gemacht". Noch die Herzogin von Orleans sagt von irgend einer Familie, die sie nicht kennt: „Es muss etwas Neugebackenes oder Österreichisches sein." Denn hier liess der Hof nicht ab, sich immer wieder seinen Adel neu zu backen. Ohne viel Erfolg. Die „Kette" blieb, sie wurde nur wieder katholisch. Und man verständigte sich ihr mit der Zeit, als es aufkam, dass es „unter der Würde" des Herrschers sei, um die Finanzen zu sorgen, und man dem neuesten Adel den „Cameral-Dienst" überliess, wofür er schweigen lernte. Aber die willenlosen, entwirklichten, aus dem Geiste des Regenten erschaffenen Menschen, nach welchem jenes Problem verlangt, waren es doch auch nicht.

Der Bauer war verstummt, der Bürger duckte sich, der Adel lies sich abfinden. Überall lag das grosse Schweigen. Misstrauen, Hass war um das Haus gezogen. Günstlinge

hatten es zu oft enttäuscht. Es zeigte sich doch immer wieder, dass auch sie doch Menschen ihrer eigenen Art waren, statt Figuranten des kaiserlichen Befehls. Menschen, also Verräter. Es wurde dringend, Wesen auszufinden, welchen erst durch den Anhauch kaiserlicher Gnade der Schein einer Lebendigkeit eingeblasen wäre, die würde man ebenso wieder auslöschen können. Leute, nirgends daheim, vaterlos, nirgends eingewurzelt, gestern noch nichts, plötzlich von einer unsichtbaren Hand aufgestreckt, nun in der Luft hängend, mit der ewigen Angst, gleichsam am Galgen der Gunst. Entlaufene, Verlaufene, Verstossene, Verlorene, Vaganten, Stallburschen, Abenteuerer, Alchymisten, Astrologen, Bastarde, Glücksritter, Bediente, Schreiber, vertriebenes unsesshaftes Volk der Landstrassen, ungebunden, nirgends in der alten Ordnung der Menschen angebunden, überall daheim, wo sie zu fressen kriegen. Heute würde man sagen: Bohême. Auch damals schon dieselbe Mischung von Betrügern mit Intellektuellen. Alles was ein unsoziales Temperament hat. Was sich in keine Klasse schickt. Was aller festen Ordnung widerstrebt. Der Strolch und das Genie. Alle Déracinés. Leute, die aus ihrem Volk,

aus der allgemeinen Ordnung ausgetreten sind. Sie stehen abseits vom Leben. Seine Türen sind hinter ihnen zu. Nun stehen sie draussen, um ein anderes fechtend. Diese sind bereit, sich ein Leben verleihen zu lassen. Diese sind das Material, das man braucht. Und sie wissen stets: man kann sie morgen hängen.

Rudolf der Zweite, der Sterngucker und Goldmischer, hat dies zuerst erkannt. Von ihm datiert Hormayr „die Gewohnheit der späteren östreichischen Kaiser, sich gegen ihre Minister und die hohe Aristokratie misstrauisch und einsilbig, aber gegen Schreiber und Lakaien zutraulich zu bezeigen". Man darf nur nicht vergessen: unter seinen Lakaien war auch Kepler. Rudolf zuerst begriff, woher allein jene willenlos sich anpassenden Wesen zu holen sind, aus welchen der Geist sich seine Menschen erschaffen kann. Aus Leuten, für die in der hergebrachten Ordnung kein Platz ist. Die hier nichts sind. Die also nichts sind, als wozu man sie macht. Denen man also nicht erst etwas zu nehmen hat — ihr wirkliches Leben: denn sie haben keins, es hat sie ausgestossen. Denen man alles zu geben hat — die Möglichkeit, erst wieder Menschen zu sein, nun von Kaisers Gnaden.

Leute, wie man sie für Kolonien braucht. Aus solchen Leuten entstehen die neuen Rassen. Und es war auch hier eine Kolonie, die Kolonie des hohen Hauses. Es entstand auch hier eine neue Rasse, des Kaisers Franz „Patrioten für Mich". Man hatte nun endlich das Material. Endlich waren Menschen da, auf das Wort des Herrschers erschaffen. Es entstand die Nation der Hofräte. Künstlich am Hofe, im kaiserlichen Dienst, in den Kanzleien, auf Befehl gezeugt. Künstlich in den Gedanken, in den Gefühlen, ja bis auf die Sprache — das Östreichisch, das heute noch in unserer Verwaltung und von Juden, die es nicht sein wollen, gesprochen wird, ist erfunden. Sozusagen: von oben fingierte Menschen. Diese haben nun zweihundert Jahre unseren Staat und unsere Gesellschaft getragen.

Ich nannte sie, nur halb im Scherze, die Nation der Hofräte. Man heisst sie sonst: „die Familien". Es ist kein Adel. Es gibt adelige unter ihnen, es gibt bürgerliche unter ihnen, man kommt von überall her in sie hinein. Nur muss man mit seiner Klasse brechen, man muss sich deklassieren; und man muss seine Nation verleugnen, man

muss sich entnationalisieren. Von jeder Verbindung gelöst, aus dem Boden gerissen, entwurzelt, und so zu dieser geheimnisvollen östreichischen Transfiguration bereit: des herrschenden Geistes Gestalt anzunehmen.

„Die Familien" fühlen sich in der Provinz niemals wohl. Dort weht die Wirklichkeit zu stark. Und die sie belebende Sonne ist zu weit. Sie haben sich darum in Wien angesiedelt. Hier gedeihen sie, ja sie sind stets als Vorzugswiener behandelt worden.

3.

Kelten. Also selbst nicht starke Menschen, nicht eigenwillig, nicht eigensinnig, aber von einer merkwürdigen Kraft für das Andere, an welchem, in welchem sie selbst erst gedeihen. Immer bereit, sich aufzugeben. Immer bereit, abzuweichen, auszuweichen, anzunehmen, einzunehmen, einzugehen, aufzugehen. Immer bereit, sich zu verwandeln und auch die Verwandlung wieder zu verwandeln und immer nur eben Verwandlung zu sein, Werden zu sein. Kein Charakter, alles Figur. Es ist ein Volk, das nur Form enthält. Es ist ein Volk, das sich immer

gleich spiegeln muss. Es ist das Volk der grossen Schauspieler.

Nun hausen darüber her Römer, Slaven, Avaren. Bis dann die schweren Deutschen kommen. Die setzen sich ein. Und es ist ein langes stilles unverdrossenes Wachsen. Und sie haben das Glück der Babenberger, welche ihr Volk bestellen, wie der Bauer sein Land: nach dem Wetter sehend, was es verlangt, geduldig, wenn der Hagel schlägt, in der Lust und in der Not immer aufrecht. So wird die deutsche Stadt Wien. Und hier erstrahlt das deutsche Wesen stärker als sonst in einer. Das ist der keltische Tropfen. Sie sind hier nicht bloss deutsch, den Kelten, der in jedem steckt, reizt es auch, den Deutschen noch zu spielen. Sie müssen sich spiegeln. Es lockt sie, sich zu zeigen und alles auch zu scheinen, was sie sind. So glänzt in dieser Stadt das deutsche Wesen auf, wie sonst in keiner. Die deutsche städtische Kultur hat kein helleres Zeichen, als Wien in den Tagen des Vogelweiders war.

Nun fällt der stolze Sinn der Habsburger auf sie. Die Wirklichkeit wird Sünde. Der Geist des Herrn duldet nur seine Gestalt. Ein neues Leben wird anbefohlen. Die

Böhmen, die Ungarn, die Bauern der Alpen retten sich in Schweigen. Dem Wiener hilft der heimliche Kelte. Der weiss alles zu scheinen. Darin versteckt er jetzt den Wiener und schützt ihn. Der Wiener lernt scheinen. Er schickt seinen Kelten vor. Der spielt das Leben, das der Geist der Herrscher will. Wir haben ein Wiener Wort: anschaffen. Erschaffen, wie der Geist ihnen eingibt, haben die Habsburger nirgends können. Umzuschaffen war auch der Wiener nicht. Aber er liess sich anschaffen, was man nur immer wollte. Denn er konnte scheinen. Das half ihm aus. Und so begann er sich auf ein zwiefaches Leben einzurichten, anders insgeheim, anders öffentlich. Die wiener Art bekam einen doppelten Boden. Vor den Leuten nahm sie den Schein jener fingiert lebenden „Familien“ an. Und der wirkliche Wiener wurde in ein geheimes Fach gesteckt. Daher seitdem die wiener Tücke, die wiener Bosheit aller gegen alle: weil jeder von jedem weiss, dass er doch nur so tut, dass er noch anders ist, dass er es bloss spielt. Daher aber auch wieder die gegenseitige Bewunderung unter Feinden; weil jeder sich doch des anderen Gauklers freut. Es geht hier im öffentlichen

Leben wie in einer lärmenden italienischen Oper zu, wo die Sänger in der Rage nicht vergessen, Spass zu machen, mit dem Publikum und unter sich. Und jedem Wiener fällt bisweilen plötzlich ein, dass er ja doch Hans Schnock der Schreiner ist, keiner böser Löw' fürwahr. Das macht aus den einen so hämische Heuchler, mit der grinsenden Angst, doch einmal ertappt zu werden. Das gibt den anderen den frechen Hohn der grossen Lästerer. Deshalb hat keiner vor keinem Respekt. Und deshalb verträgt es sich zuletzt doch immer wieder. Und deshalb haben alle die Freiheit undSicherheit der wiener Ironie; denn dies alles, was einer treibt und tut, geht ihn zuletzt doch eigentlich gar nichts an, sich selbst hat er ja zu Haus versteckt, im geheimen Fach, dem kann nichts geschehen.

Kelten, mit der keltischen Begabung zu spiegeln und zu gaukeln, feste grunddeutsche Städter geworden, welchen plötzlich verwehrt wird, wirklich zu sein. Doch schon zu stark, sich aufzugeben, und wieder zu beweglich, sich schweigend zu vertrotzen, lernen sie nun scheinen. Es geschieht die grosse Trennung: alles was „das Herz begehrt", jede Regung der unbedachten Natur, alle Wirk-



lichkeit muss sich verbergen, zeigen darf sich nur, wer sich verstellt. Sich ins Leben hinauszuwagen, ist schon eine Schuld — „und die Grösse ist gefährlich und der Ruhm ein leeres Spiel“, sagt der Rustan, und Bancban weist des Königs Ehren ab:

„Der Glanz, womit du deinen Diener schmücktest,
Er hat als unheilvoll sich mir bewährt.
Gebeut nicht, dass auf's neu' ich Gott versuche.“

Echt wienerisch gedacht: Streben, wirken, tun wollen, wirklich leben wollen heisst schon Gott versuchen. Der Edle sitzt in seinem Winkel und schliesst sich ab. Das wirkliche Leben gehört nur dem Gaukler. Denn es ist Trug und Wahn.

Nun aber hatte die Stadt dieser Wiener noch die Barocke, den östreichischen Liberalismus und den Einzug reformierter Juden auszustehen.

4.

In der Leopoldstadt steht eine kleine Kirche, kahl, streng, fast böse, mit einem wie gothischen Trotz, doch anders, nämlich

dabei doch von einer ungothischen Sinnlichkeit, Freudigkeit, Weltlichkeit angehaucht, halb ein Kloster, halb Theater. Es ist die Kirche der Karmeliter, der heiligen Therese geweiht, jener verzückt wütenden kastilischen Nonne. Das ist ein Beispiel der ersten Barocke. Geht man von hier zur Karlskirche, so hat man die Barocke ganz. Sie fängt mit Geisselhieben an, dann brausen Orgeln, zuletzt lernt sie die Flöte blasen. Sie reisst der Hölle Schlund auf, um himmlisch darüber zu tanzen. Sie droht mit allen Schaudern, bis wir süss besänftigt sind. Sie betäubt und berauscht. Um uns ganz himmlisch zu machen, macht sie sich ganz irdisch. Einen ungeheueren Ernst trägt ihr heiteres Spiel.

Sie kommt aus dem neuen Geiste, der von der alten Kirche gegen Luther aufgerufen wird. Da beschwor diese noch einmal die grösste Macht: sie rief das Urchristentum an. Dass sie verstand, das Urchristentum zu holen, ohne sich dadurch selbst zu vernichten, dass sie es bloss auszunützen, bloss auszuspielen verstand, ist wie ein Wunder. Sie hatte den Mut, im Menschen alle Triebe seiner Wildheit aufzustören, um eben an ihnen dann ihre Macht zu befestigen. Sie

liess die Sklaven von den Ketten, um sich erst recht die Herrschaft über sie zu sichern. Und es gelang.

Der antike Mensch ist durchaus sozial. Er lebt nur in der Polis, durch die Polis, als ein Stück der Polis. Sie denkt ihm vor, sie fühlt ihm vor, er hat alles von ihr. Nämlich der antike Mensch, den allein wir kennen: der Herr, für den eben die Polis den Menschen so schuf. Wie die Polis den Menschen braucht, so denkt er sich. Was sie von ihm braucht, heisst menschlich, heisst natürlich. Dass, was er für die Natur des Menschen nimmt, es vielleicht erst durch Zwang, Gewöhnung, Erziehung, aus Furcht, auf Befehl geworden sein könnte, dass der natürliche Mensch am Ende vielleicht sehr künstlich gezüchtet ist, dass die Polis ihm seine Triebe, die sie nicht brauchen kann, ausgezogen, ihre Triebe dafür eingesetzt haben könnte, dies ist den griechischen und römischen Herren niemals aufgetaucht. Den Sklaven ging es endlich auf, da war die alte Welt zerschlagen.

Im ersten Christentum ist es der Urmensch, auf den der Mensch sich besinnt. Geschichte von tausend Jahren fällt ab, Weisheit langer Zucht versinkt. Und der Mensch

steht wieder auf, der noch von der Polis nichts weiss. Der Mensch tritt aus ihr, der Mensch geht auf sich selbst zurück. Das ist das erste Christentum. Man sagt: es entdeckt die Seele. Seele nennen sie's. Seele ist der andere Mensch, der unten, der erste, der Urmensch, der unbrauchbare, der ungesellige, der immer wieder, um sich zu sichern, um frei zu sein, gezwungen wird, sich zu verbinden, sich zu gesellen, und eben dadurch immer wieder um seine Sicherung, um seine Freiheit, um sich selbst betrogen wird (was Kant den Antagonismus der ungeselligen Geselligkeit des Menschen nennt, worüber im vierten Satz seiner Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht). Der geheime Mensch der von der Polis verbotenen, durch tausend Jahre geknechteten und immer doch wieder zu neuen Begierden versammelten Triebe, der unverkümmerte Mensch, der wilde, der schweifende, der Mensch der grossen Wälder, der weiten Fernen, der einsamen Tiefen ist es, den die tausendjährige Gefangenschaft der Polis noch immer nicht gebrochen hat. Der steht jetzt auf, um sich gegen den Staat, um den wirklichen, den natürlichen Menschen

gegen den politischen, gegen den künstlichen, um den ganzen Menschen gegen den zum Gebrauch der Herren reduzierten zu setzen. Und Jehova sah, heisst es in der Genesis, dass des Bösen der Menschen viel ward auf Erden und dass alles Sinnen und Trachten ihres Herzens immerdar nichts war als Böses. Dieses alte „Böse“ bricht hervor. Was immerdar alles Sinnen und Trachten des menschlichen Herzens und was immerdar von den Mächtigen, von den Ordnern, von den Herren verfolgt und was zuletzt doch immer wieder mächtiger als die Macht aller Ordnung, aller Herrschaft war. Ursinn und Urtrotz ungebrochener Ungeselligkeit bricht aus. Der Mensch, der von der Menschheit nichts will, der nur sich will, sich selbst, sich ganz will. Das Heil der Seele lieben sie und hassen die „Welt“. Die Welt, das ist das Soziale. Alles was Weisheit und Furcht um den Menschen aufgerichtet hat. Dieses ganze Gerüst von Verschränkungen und Bezähmungen. Das wird jetzt aufgedeckt, als Trug, als Schein, als Wahn.

Dem Menschen, dem das äussere Leben, das in den sozialen Verbänden, unerträglich geworden ist, öffnet sich in ihm selbst ein



Canaletto — Wien vom Belvedere aus gesehen

anderes, ein inneres; er sagt: ein höheres. Es ist Erinnerung, von den Urvätern her. Versunkenes taucht empor, Totes lebt auf, der eingedämmte Mensch bricht aus. Erinnerung an das Paradies. So licht, dass neben ihr die zweite Natur des Menschen, die durch Furcht, aus Vernunft, in Entsagung erworbene, vererbte, künstlich aufgezüchtete, verlischt. Auch kann es, wenn der ungesellige Mensch sich gesellen will, nicht ausbleiben, dass er sich verleugnen muss. Ein Teil seiner Natur, eben der gesellig unbrauchbare, muss abgelegt, muss ausgestossen werden. Was wird aus ihm? Was wird aus diesen verwiesenen, ausgesperrten, in die Tiefe versenkten Trieben? Sie müssen verstummen. Aber können sie verlöschen? Wir wissen heute, dass sie sich nur verwandeln. Der ungesellige Trieb verkriecht sich. Aber er ist immer noch da. Die Natur lässt sich durch kein Gesetz austreiben. Er hält sich nur versteckt und lauert, immer bereit, wieder auszubrechen. Es geschieht, was Freud die „Konversion der Affekte“ nennt. Der natürliche Trieb, dem das Gebot der Mächtigen, die Drohung der Polis verwehrt, sich abzuspannen, indem er sich entleert, der durch das Gesetz unterdrückt und gewaltsam ver-

gessen wird, von dem der Mensch, der sich gesellen soll, nichts mehr weiter wissen darf, und, um sich zu sichern, nichts mehr wissen will, wird in eine schleichende Furcht, in Trotz, in dumpfen Hass verwandelt. Wie ein schwerer Stein liegt er im Menschen. Sein Wesen bewölkt, vertrübt sich. Das ist die Gefahr, die über jeder Kultur hängt. Und so verstimmt, unfroh geworden, in sich gelähmt, fragen sich die Menschen immer dann auf einmal: Ist sie es denn aber wert? Lohnt sich der Tausch? Verlieren wir nicht mehr, als wir gewinnen? Und die grosse Sehnsucht kommt: aus dieser zu teuer bezahlten Geselligkeit fort, zu sich zurück, zum verlorenen Selbst. Und mit der Wut des Betrogenen messen sie jetzt die Welt: das Opfer scheint ihnen zu gross, der Lohn verächtlich, diese stolze Welt ein blosser Wahn, und sie verneinen sie.

Sie verneinen die Welt der geselligen Verbindung, welche den wirklichen Menschen für einen künstlichen zu verleugnen sucht. Sie wollen zurück. Es verlangt sie aus der Welt weg, wieder zur Natur. Das ist das irdische Reich des Messias, das schon die Propheten verheissen. Das ist das „andere

Buch", von dem es in der Offenbarung Johannis heisst: „Ein anderes Buch ward aufgetan, welches ist des Lebens . . . . Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde. Denn der erste Himmel und die erste Erde verging und das Meer ist nicht mehr. Und ich Johannes sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem von Gott aus dem Himmel herabfahren, zubereitet als eine geschmückte Braut ihrem Manne. Und hörte eine grosse Stimme von dem Stuhl, die sprach: Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen, und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen wird ihr Gott sein. Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei noch Schmerzen wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen." Gott schuf den Menschen ins Paradies. Satan schuf die „Welt". Zwischen Gott und Satan geht der Streit um ihn: wem er gehören soll, in welches Reich. Da schickt Gott den Sohn, das Reich des Teufels zu zerstören, diese „Welt", um den Menschen dafür das Reich Gottes, den Himmel zur Erde zu bringen. (Worüber Eduard von Hartmann in seinem „Christentum des neuen

Testaments", der Jesus durchaus als gläubigen Juden, welcher kommt, das gelobte Reich des Herrn auf Erden einzurichten, und also durchaus als Revolutionär gegen die „Welt", das ist gegen die „Sozietät" und, wie wir heute sagen würden, als Anarchisten nimmt).

Nun ist es der prachtvolle Betrug der listigen Barocke, dass sie sich an diesen urchristlichen Hass gegen die Welt zu machen, aber ihn von der Welt abzuwenden weiss, indem sie ihn über das Leben, ins Jenseits eskamotiert, die „Welt", das Soziale, der Menschen künstliches Werk für Natur, für unabänderlich, für unser irdisches Los ausgebend, das Gott als Prüfung schickt, in welcher wir uns den Himmel erst verdienen sollen: die Welt ist Trug und Wahn, aber ein allem Irdischen, nicht irgend einer Form unseres Lebens bloss, sondern diesem selbst notwendiger Wahn, den wir in uns, nicht draussen, überwinden müssen, um für das andere Reich bereit zu werden, in welchem, jenseits, wir erst zum wahren Leben, zur Wirklichkeit erwachen werden. Das Leben wird verschoben, nach dem Tode. Dort erst beginnt es, hier ist alles bloss Schein, der Ernst ist drüben, hier können wir ihn nicht erkennen, denn

hier träumen wir bloss. Das Leben ist ein Traum.

Man merkt, dass diese ganze Barocke zuletzt eigentlich nur ein Wortspiel ist. Das Wort „Welt“ wird gedreht. Es heisst einmal, wie den Urchristen, der gesellige Verband, die Polis, alles künstliche Gesetz, wogegen jeder Urtrieb, der ungesellige Rest im Menschen sich empört. Aber indem das selbe Wort nun plötzlich umgekehrt wird und plötzlich für Wirklichkeit steht, gelingt es, eben an jener Empörung den Menschen zur Ergebung zu ziehen. Der Urchrist ist ein Rebell: er will das künstliche Reich der Geschichte zerschlagen, um aus seiner Natur ein wirkliches der Freiheit herzustellen, in welchem der Mensch nichts Menschliches mehr zu verleugnen, keinen sozialen Zweck mehr, sondern sich selbst haben wird. Der Urchrist verneint die „Welt“ — und meint eigentlich damit nur jede politische Gewalt. Indem sich nun aber die Verneinung plötzlich aus dem Politischen ins Philosophische zieht, wird der weltzerstörende Rebell zum weltflüchtigen Mönch. Jenen losbrechenden Knechten war der Staat der Herren das Werk des Teufels, das die Kinder Gottes vernichten sollen. Diesen ent-



täuschten Schwärmern ist die Natur ein Trug und Spuk des Teufels, uns zu betören und zu verblenden, ein leerer Schein, ein tauber Wahn, ein irrer Traum, dem Gottes Stimme uns entfliehen heisst. Und nun hat die Barocke nur noch den letzten Schritt zu tun, indem sie dem weltentfremdeten Büsser sagt: Du hast erkannt, dass alles Leben hier doch nur ein Traum ist, nun aber kehre nur zurück, ins Leben zurück, dem du damals entronnen bist, denn jetzt hat es keine Gefahr mehr für dich, seit du weisst, dass alles nur ein Traum ist; jetzt kehre getrost zurück und träume wieder, träume fort, nur vergiss nie, dass es bloss ein Traum ist! Durch welche leise Wendung der Barocke plötzlich alle Weltverschuldung, Weltverleugnung, Weltverneinung umgebogen und auf einen Schlag in die heftigste Weltbejahung verwandelt ist.

Man versteht die Jesuiten nicht. Die furchtbare Strenge der geistlichen Übungen, Selbstverleugnung bis zur völligen Selbstvernichtung, Weltentfremdung und Weltentsagung, gleich daneben aber Übungen im Weltlichen, zum Weltlichen, Erziehung völlig auf Ehre, auf Ruhm hin, zur Lust an Pracht und Prunk und zur Lüge, zur Tücke, zum Betrug, zum

Verrat, zur Verhöhnung aller menschlichen und göttlichen Gebote — also zugleich weltfremd, weltfern, weltfeind und doch auch weltgeschickt, weltklug, weltfroh, zugleich weltentrückt und weltbeglückt, weltverächtlich und weltgeläufig, weltgehässig und weltverschmitzt, Büsser und Schwelger, voll Demut und voll Stolz, voll Entsagung und voll Herrschsucht, voll Mitleid und voll Grausamkeit, mit himmlischen Verzückungen und irdischen Ränken gleich vertraut und mit derselben Kraft die Lust des Lebens ebenso verneinend als bejahend — wer kann das begreifen? Und doch haben sie nur jenes: „Das Leben ein Traum“ bis an sein Ende durchgedacht. Ein Gedicht von Calderon heisst so, La vida es sueno, und es ist wie ein Kompendium aller Barocke, ein Brevier, das sie ganz enthält. Des Königs Sohn, Sigismund, im Kerker aufgewachsen, fern vom Leben, wird an den Hof geholt, aber, durch seine Wildheit furchtbar, wieder in den Turm verbannt. Dort sagt man ihm, er habe jenes nur geträumt. Es erschüttert ihn.

Und jeder Mensch — erfahr ich nun —
Er träumt sein ganzes Sein und Tun,
Bis dann zuletzt die Träum' entschweben.
Der König träumt, er sei ein König,

Und tief in diesen Traum versenkt,
Gebietet er und herrscht und lenkt,
Und alles ist ihm untertänig;
Doch, es zertsäubt sein Glück der Tod,
Der ihn zu wecken immer droht.
Wen kann die Herrschaft lüstern machen,
Der weiss, sie schwindet beim Erwachen?
Der Reiche träumet, und es zeigen
Ihm Schätze sich doch ohne Frieden.
Es träumt der Arme auch hinieden,
Er sei ganz elend und leibeigen.
Es träumet, wer beginnt zu steigen;
Es träumet, wer da sorgt und rennt,
Wer liebt, und wer von Hass entbrennt;
Kurz, auf dem weiten Erdenballe,
Was alle sind, das träumen alle,
Obgleich nicht einer es erkennt.
Und also träum' ich jetzt, ich sei
Gefangen und mit Schmach gebunden,
Wie ich geträumt vor wenig Stunden,
Da ich mich glücklich sah und frei. —
Was ist das Leben? Raserei!
Was ist das Leben? Hohler Schaum,
Ein täuschend Bild, ein Schatten Raum!
Gar wenig kann das Glück uns geben;
Denn nur ein Traum ist alles Leben,
Und selbst die Träume sind ein Traum.

So beginnts. Das ist überall der Anfang dieses nicht mehr anarchischen, sondern jetzt mönchischen Christentums, dem die Barocke die „Spitze", die ihm (nach Schopenhauer) der Protestantismus „abgebrochen" hat, nun wieder aufsetzt: eben den Hass der Welt, der erkennt, dass alles was wir hier sind, niemals die Wahrheit, dass es bloss Schein und Wahn und Trug, dass das Leben ein Traum ist. Rénan hat recht: „Der Mönch ist auf diese Weise, im gewissen Sinne, der einzig wahre Christ" oder wenigstens: beim Mönch fängt der wahre Christ erst an, bei der Erkenntnis, dass uns dies alles lügt. Die Welt, das Leben scheinen bloss, ich will sie darum nicht, ich verneine sie. Wie Sigismund, als jetzt Aufrührer in seinen Kerker dringen, die Ketten zu sprengen. Wieder bietet sich ihm das Leben an, er aber, der seinen Trug erkannt hat, spricht:

Ich will erlogne Hoheit nicht,
Will kein phantastisch Glück; die eitle Macht,
Ich will sie nicht, die schnell der Lüfte Wehen
Auflöset in ihr Nichts; wie es dem Baum
Ergeht, der sich zu früh mit Blüten deckt,

Und dann, den Schmuck der rosenfarbnen
Locken
Dem ersten Hauch des Nords preisgebend,
stirbt.
Hinweg! Ich kenn' euch, nimmer täuscht
ihr mich.

Aus Welterkenntnis Weltverachtung, Weltentsagung, Weltverneinung und da das eigene Selbst doch auch zur Welt gehört: Selbstverleugnung, Selbstentwöhnung, Selbstverstümmelung. Askese, Montanisten, Pneumatiker. Sie wollen sich nicht täuschen lassen. Wenn es bloss ein Traum ist, weil es bloss ein Traum ist, will ich es nicht mehr, schliessen sie. Ich habe das Leben erkannt, nein. Aber muss dies der Schluss sein? Wenn du jetzt weisst, das Leben lügt, kann es dir dann noch lügen? Warum es fliehen? Es hat keine Gefahr mehr, seit du es kennst. Du weisst, es ist ein Traum: so träume, wissend, dass du träumst! Wie Sigismund:

Ha, lass uns träumen, träumen lass uns,
Seele,
Noch einmal, einmal nur! Doch mit Bedacht
Und Vorsicht solls geschehen, denn man
wird
Uns vom Genuss zur besten Zeit erwecken.

Wenns also ist, wenn alle Macht und Hoheit —
Sei sie auch wirklich — doch als bloss verliehen,
In kurzer Zeit zu ihrem Lehensherrn
Zurückkehrt; so lass uns von Macht nun träumen
Und kühner Tat, das Höchste lass uns wagen!

Und können wir es jetzt nicht ganz anders wagen, da dies, dass ja doch alles immer nur ein Traum ist, jede Warnung des Gewissens schliesst? Wer kann uns hemmen? Ein Gefühl des Unrechts? Tun wir es denn? Es träumt uns ja doch bloss. Furcht um uns selbst? Was soll uns denn geschehen? Wir werden fallen, man wird uns strafen? Nein, vielleicht wird uns so träumen, das ist alles. Wer will uns drohen? Wir wissen jetzt: wir träumen bloss.

Ist's so und müssen endlich wir
Verschwinden sehen alle Majestät
Und Grösse, gleich Phantomen: Ha! so lasst
Die Zeit uns brauchen, die zu teil uns ward,

Um zu geniessen, was in Träumen wird
Genossen! — Mich entflammt Rosaurens
Reiz;
Sie ist in meiner Macht. Den Augenblick
Lasst uns benützen! — Breche Liebe denn
Der Ehre streng Gebot und das Vertrauen,
Das mir zum Schutze hin sich gab.
Traum ist's,
Und weil's das ist, so lasst von Wonne jetzt
Uns träumen, die doch einst in Leid
sich wandelt!

Dieser Glaube der Barocke schliesst sich überall rings so zu, dass man, einmal darin, nirgends mehr entwischen kann. Freilich spielt er zuletzt nur mit Worten. Das Wort „Welt", einmal für das Soziale, dann wieder für Natur gesetzt. Und das Wort „Traum", mit allen Bedeutungen, der schrecklichen und höhnischen des Betruges, des ungeheueren Wahns wie der schmeichelnden und lockenden des unschuldigen Scheins, des gefahrlosen Spiels. Wer sich aber einmal in der Schlinge dieser Worte verfangen hat, kann nicht mehr aus. Die Barocke hat für jeden Trost, gleich stark, aus dem Leben zu führen und in das Leben: einst fort, dann aber wieder zurück, durch Not und Schrecken zum Frieden und

zur Lust. Wie es einer nur braucht, ob er König oder Bettler sei. Und jeden macht sie frei. Frei vom Elend; denn es träumt dir ja nur, morgen wachst du auf, da fällt vom Menschen der König wie der Bettler ab, dein Leid entweicht wie des anderen Lust, den du beneidest, erwacht sind dann alle gleich. Frei von der Furcht vor Menschen und dem Schicksal: Was kann dir geschehen, da dir alles doch nur träumt? Frei vom Gewissen: Du hast keine Schuld, denn du bist es nicht, der tut, sondern es geschieht mit dir, es träumt dir ja bloss. Und so macht sie aus einer ungeheueren Verachtung des Lebens eine ungeheuere Lust zum Leben: Alles darfst du wagen, alles ist, weil alles Trug ist, für dieses Leben wahr, alles gilt gleich, denn die Wahrheit träumst du, wie du die Lüge träumst, Recht ist hier derselbe Wahn wie Unrecht, aus diesem allen werden wir erst erwachen, jetzt träume, freue dich, dass du träumst, wenn es auch Leid ist, das du träumst, geniesse den Traum, eile, den Traum zu geniessen, schon droht der Morgen, der dich weckt, geniesse — nur vergiss nicht, dass du träumst. Glissez, n'appuyez pas, le précipice est sous la glace. Leise, sonst bricht

der Traum ein. Schnell, dass du noch vorher drüben bist. Unter uns ist der Schlund. Lasst uns mit zarten Füssen tanzen, König oder Bettler, bis wir versinken! Lasst uns jeder seinen Traum mit weichen Fingern heben, bis er zerbricht! Lasst uns mit ängstlicher Hast noch fröhlich sein, fiebernd fröhlich, schon vor dem Tage fiebernd, bis wir erwachen!

Das ist der Sinn der Barocke. Der zornigste Hass des Lebens, seinen Wahn erkennend, es als sinnlos, unwirklich, leeren Schein überwindend, dann aber, eben als leeren Schein, erst neu geniessend, mit einer unsäglichen Zärtlichkeit und in der atemlosen Furcht des Künstlers, der weiss, dass es nur ein Spiel ist, und doch auch weiss, dass dies Spiel sein einziger Ernst ist. Unheimlich werfen sich ihre Menschen über das Leben her, greifen gierig und zucken plötzlich zurück. Da war in Wien Eleonore Gonzaga von Mantua, die Frau des dritten Ferdinand, Leopolds Mutter, sich seltsam zwischen Bussen und Sünden zerrend, fast eine Heilige und doch mit demselben Durst nach den Lüsten des Lebens, bald mystisch verzückt, im Gebet, auf blutenden Knieen, bald in die Freuden der Welt ver-

strickt. Der Himmel und der Salon stritten sich um sie. Sie hat einen Orden der Sklavinnen der Tugend und den der Kreuzsterndamen gestiftet, jede Woche beichtete sie, heftig ihrer Sünden weinend, dann schlug sie sich, und ihre Demut war dann fast so gross als sonst ihr Stolz, und die Kirche hatte ihr kaum weniger zu verdanken als die Mode, die Jagd, das Ballett, sie hat sich mit gleicher Leidenschaft um die Jesuiten, wie um die Falkner aus Mastricht, englische Jagdhunde und die Schönbrunner Schäferspiele verdient gemacht. Von ihr stammt jene Rasse bussfertig eleganter Hofdamen ab, mit ihrer aus Weihrauch und Moschus gemischten Luft, im Mystischen und im Galanten gleich erfahren, auf dem Betschemel und auf dem Sofa, welche noch bis in unsere Zeit reicht, auch der grosse Windischgrätz ist eigentlich nur so eine Hofdame gewesen, jener „Metternich in Kamaschen", wie ihn Grillparzer nennt, der Fanghund der Reaktion, der sich, als es ans Sterben kam, den päpstlichen Segen aus Rom telegraphieren und in seinem Salon erteilen liess, bei feierlicher Beleuchtung, mit der grossen Uniform des Marschalls und allen Orden geschmückt, mönchisch, aber in voller

Gala, vor Gott zerknirscht, prunkend vor den Menschen. Denn das Leben ist ein Traum, träumen wir es stolz! Entsagend zu geniessen, asketisch üppig zu sein, Böses fromm zu tun war jetzt möglich. Das Leben ist ja bloss ein Traum.

5.

Nun kam aber auch noch der östreichische Liberalismus über Wien.

Der Liberalismus ist sonst überall der Ausdruck der bürgerlichen Klasse, die, zum Träger der Entwicklung geworden, die Form zersprengt, um aus sich, nach ihren Bedürfnissen, eine neue zu schaffen, wie sie sie braucht. Es entsteht der dritte Stand, er wird sich seiner Macht bewusst, er fordert, diese Forderung ist überall sonst der Liberalismus, er folgt aus dem Bürgertum. In Österreich geht er dem Bürgertum vor. Er ist keine Gesinnung, er ist eine Mode. Er ist kein Bedürfnis, er ist ein Luxus. Er wächst nicht im Lande, er wird importiert. Er ist ein Versuch, die Grundsätze des politischen Lebens, statt aus der eigenen Notwendigkeit, aus fremden Büchern zu holen. Man kann sich die Arbeit ersparen, sie ist

schon draussen getan, machen wir es nach, leihen wir es uns aus, das ist bequemer. Und so wird hier Gesinnung, nach Lagardes Wort, „wie ein Regenschirm entlehnt“.

Es ist sehr nett, in den „Denkwürdigkeiten“ der braven Karoline Pichler zu lesen, mit welchem Eifer man sich damals bemüht, ein „schönes geistiges Leben“ zu bilden. Draussen, hört man, soll es das jetzt schon überall geben. Man will doch nicht der letzte sein. Wien wird sich doch nicht von Weimar spotten lassen. Das können wir auch! Und plötzlich bilden sich überall die kleinen „Zirkel“, in welchen „kenntnisreiche“ Männer, Schöngeister, Freigeister, Belletristen, „zierliche“, junge Dichter gebildet tun. Und wenn es irgend geht, muss immer ein „merkwürdiger Fremder“ dabei sein. Dem guckt man ab, wie man zu denken, was man zu fühlen hat. So bildet man sich. Bildung ist, das auch zu können, was die draussen können. Natürlich ist es dann im Leben nirgends zu brauchen, weil dieses doch anders, weil es nach unserer Art ist. Aber mit dem Leben hat die Bildung nichts zu tun. Der Gebildete vermeidet es. Es zu vermeiden ist ja gerade die Bildung. Sich ein anderes Leben zu schaffen, als das

auf den Strassen, unter den Leuten ist. Ein Leben, wie man es in den guten Büchern liest. Dazu kommt man ja zusammen, das ist der Zweck. Das Mittel aber, hauptsächlich, „die eben damals in Schwung kommenden Deklamationen, das gesteigerte und mit eigentlich theatralischer Betonung belebte Hersagen schöner und bedeutender Gedichte.“ Bis es ihnen so gelingt, sich allmählich auch selbst zu steigern und mit eigentlich theatralischer Betonung zu beleben. Einer passt sich dem andern an, einer nimmt dem anderen den Ton ab, jeder streckt sich aus. Sie machen einander das Theater einer gebildeten Gesellschaft vor. Spielen es manchmal ganz gut. Wenn sie aber wieder draussen sind, im Leben, ohne Rolle, da ist es aus, da hört es auf, da kann man nicht gebildet sein, das geht nur im Zirkel der schönen Geister, hinaus passt es nicht. Was schon der alte Zelter an den Wienern bemerkt hat, dieser feste Mensch, dem das östreichische Volk so gefällt, dass die „sogenannten höheren Stände“, von welchen er es „rein abgeschieden“ sieht, dagegen „im eigentlichen Nachteil erscheinen“, weil es sich in seiner Sprache mit einer Leichtigkeit bewegt „wie der Fisch im Wasser, da die Vor-

nehmen hingegen immer ungewiss erscheinen, was und wie sie reden sollen".

Dort, in den Zirkeln der Schöngeister, beim Picknick der Belletristen, im „Lesekabinett" ist der östreichische Liberalismus entstanden. Er blieb immer im Salon, er ging nicht hinaus. Niemals hat er sich in der Wirklichkeit bewegen lernen, wie der Fisch im Wasser. Niemals ist seine Sprache zum Dialekt geworden. Er kam von draussen, er konnte nicht ins Volk, er blieb ihm fremd. Die Wiener Liberalen wurden verhöhnt, weil sie sich niemals recht zu Versammlungen entschliessen wollten; sie scheuten das Volk. Sie hatten ganz recht. Sie konnten ja mit ihm nicht einmal reden. Es verstand ihre Gedanken, verstand ihre Worte nicht: denn diese waren künstlich, aus der Fremde geholt, nach Büchern ausgedacht. Weshalb dieser östreichische Liberalismus auch gleich zerrann, als einer kam, der mit dem Wiener wienerisch sprach, Wiener Gedanken in Wiener Worten. Das war der Zauber Luegers.

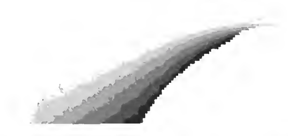
Mit der Zeit entstand dann aber auch ein wirklicher Liberalismus. Es entstand das Bürgertum. Es wurde mächtig, es hatte Bedürfnisse, wirkliche Forderungen, nirgends

ausgedacht, von keinem erfunden, sondern in den Banken, im Handel, in den Fabriken erwachsen. Dieser neue Liberalismus behielt nun den alten als Redensart bei. Der alte der freien Geister wurde sozusagen die Schriftsprache für den neuen der Jobber, ein feierliches Latein, das mächtig klang ..... und wen es anging, der wusste schon, was gemeint war. Es wurde Sitte, die politische Rede von der politischen Tat zu trennen. Das tönende Programm kam auf, in welchem man alles sagt, woran man nicht denkt. Der erste Meister dieses Stils, öffentlich mit Zirkularen, Rundschreiben, Erlässen zu beschäftigen, um heimlich freie Hand für das Gegenteil zu haben, war Bach. Der grösste Körber. Öffentlich ruft man den modernen Staat aus, den man heimlich erwürgt, und leugnet es dann nicht einmal: denn „man muss den Leuten doch etwas sagen, man möchte ja auch, aber es geht leider bei uns nicht!“ Und dies Regieren mit zwei Zungen stimmt ja schliesslich zur ganzen Tradition.

Wie zur ganzen Tradition auch das Tun der reformierten Juden stimmt. Es konnte sich nirgends besser entfalten. Nirgends als in der Stadt jener das Leben nur träumenden

Barocke und dieses ausserhalb der Wirklichkeit erfundenen Liberalismus kann es üppiger gedeihen. Alle Bedingungen sind da. Der Wiener scheint wirklich nur noch auf den entwurzelten Juden gewartet zu haben. In diesem vollendet sich seine Geschichte.

Der wirkliche Jude hat keine Macht über die Wiener Stadt. Leider. Sie könnte seinen Fleiss, die Betriebsamkeit, den Lebensernst brauchen. Aber gegen ihn hat sie sich immer gewehrt. Das Tüchtige, das Grosse, die Kraft des Judentums mag sie nicht. Aber der Jude, der es nicht mehr sein will, der Verräter seiner Rasse, der sie verlässt, der Schauspieler einer fremden, ist ihr verwandt. Das Künstliche dieser ausgerissenen Existenzen, die, von aller Vergangenheit entleert, gierig sind, sich jede Gegenwart, jede Zukunft einzupumpen, die nur Schale sind, die sich täglich anders aufblasen, gar nichts zu sein, aber alles zu scheinen fähig, hat den Wiener immer verlockt. Er findet an ihnen sich selbst. Wenn man das Wort so nimmt, kann man sagen, dass er durch und durch verjudet ist. Er war es schon, bevor noch der erste Jude kam.



6.

Alles drängt den Wiener von der Wirklichkeit ab. Das regierende Haus verlangt, Menschen durch den eigenen Geist zu formen. Solche fingiert es in den „Familien“ und setzt sie dem Wiener hin. Der alte Glaube wird ausgerissen, ein neuer dringt durch, dem das Leben nur ein Traum ist. Und eine „Bildung“ entsteht, ans erborgten Gedanken, unwirklich, fremd. Alles was seit den Babenbergern dem Wiener geschieht, muss ihn entfremden. Fremdes ist es, das ihn überall umgibt. Fremde nur gelten für vornehm, Spanier, Wälsche, Wallonen, Irländer. Ein Wunder, dass er sich doch niemals verliert. Er weiss sich in seiner alten deutschen Art zu behaupten. Dies gelingt ihm durch die List des Kelten. Die keltische Begabung, alles anzunehmen, ohne doch sich aufzugeben, alles zu scheinen, aber es niemals zu sein, spielend sich zu bewahren, verdirbt den Wiener, aber sie rettet ihn. Er teilt sich. Man kennt keinen Wiener je, denn er hat immer noch jenes geheime Fach. Vielleicht wird es einst aufgesperrt.

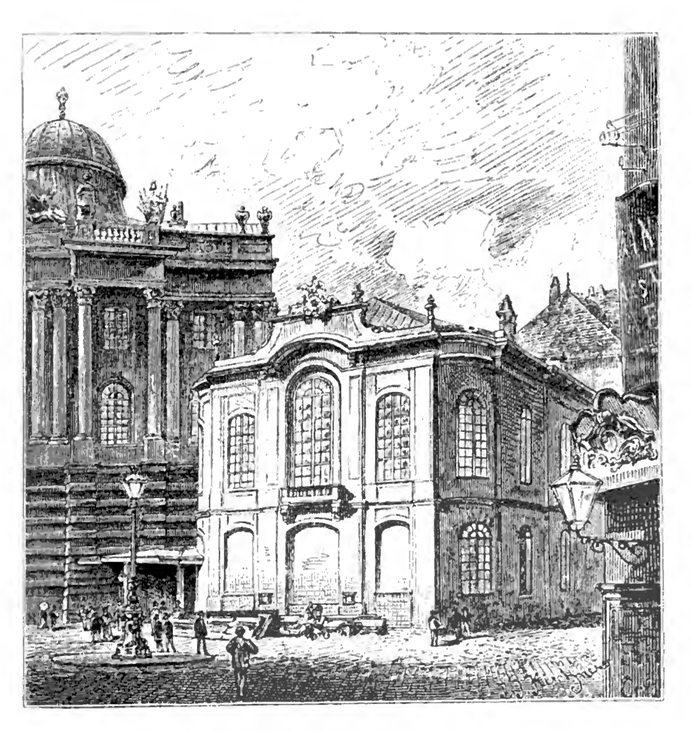
Daher das Unberechenbare im Wiener. Was der alte Lustkandl das „Gesetz der Un-

wahrscheinlichkeit“ in unserem Leben zu nennen pflegte. Man kann nie sicher sein, wie der Wiener in irgend einem Falle handeln wird. Alles ist hier möglich, nichts gewiss. Er muss nie, er kann immer auch noch anders. Er weiss ja bis zum letzten Moment nie, in welcher Rolle er sich heute gefallen wird. Noch ein Jahr vor 48 hat er den ergebensten Untertanen gespielt, ein Jahr nach 49 wieder, dazwischen den blutigen Revolutionär. Man meine nur nicht, dass er heuchle. Er ist ganz echt, in der Ausführung nämlich. Stellt er einmal den Revolutionär oder den Reaktionär, so wird er es ganz, mit Leidenschaft, um jedes Opfer. Aber er weiss nie genau, wohin er sich stellen wird. Das ist immer bloss ein Zufall. Denn sein Tun hat keinen Anker in ihm selbst, es ist losgerissen, so schwimmt es, wie der Wind weht.

Daher auch das Masslose des Wieners. Er scheint oft plötzlich den Kopf zu verlieren. Dies ist es aber gar nicht, sondern der Kopf tut nur überhaupt nicht mit, er lässt den Affekt zur Übung aus. Wieder das selbe, wieder kein Anker: der Affekt ist losgerissen, er hängt beim Wiener nicht im Menschen fest. Der Wiener geht sich begeistern oder

sich entrüsten, wie man baden geht. Wer ihn begeistert, was ihn entrüstet, fragt er nicht. Ihm ist dann jeder, alles recht. Er begeistert sich um der Begeisterung, entrüstet sich um der Entrüstung willen, was man auch daran sieht, dass er einem, über den er sich genug entrüstet hat, dafür zuletzt genau so dankbar ist, als wenn er sich an ihm begeistert hätte; es ist in Wien fast sicherer, hinaufbeschimpft zu werden. Der Wiener schimpft nämlich nicht, weil ihm ein Mensch missfällt, er schimpft auch nicht, um ihn abzuschrecken, er schimpft, weil es ihm gesund ist, weil es ihm gut tut, und hat den Menschen gern, der ihm diese Lust gewährt. Und mehr hat er auch für den Menschen seiner Begeisterung nicht, als eben auch nur Dankbarkeit für die Gelegenheit, sich auszujauchzen.

Daher auch das Unsichere des Wieners. Sich selbst hat er ja zu Hause lassen. Unmittelbar auf ein Ereignis zu reagieren hat er verlernt. Das ist ihm ausgetrieben worden. Nun steht er mit seinem menschlichen Bedürfnisse da: zu lieben und zu hassen, zu helfen und zu hemmen, zu schmachten und zu zürnen, weiss aber nie wen, was und wie. Man sieht den Wiener fortwährend in Verlegenheit



Das alte Burgtheater

um einen, der ihm sagen könnte, dies zu sein und das zu tun (welchen er nie findet, weil der „Führer“ ja doch auch ein Wiener ist, der selbst erst wieder einen solchen brauchen würde). Denn der Wiener, der richtige Wiener hat selbst eigentlich zu nichts Lust. Er hat nur Lust, Lust zu haben. Dies sehr; dies sucht er überall. Aber er weiss nie: wozu. Das fehlt ihm. Man muss ihn erst spannen, man muss ihn richten. Man muss ihm immer den Ton angeben, er nimmt ihn dann ab und — dann braucht er nichts mehr, dann ist er froh, singen kann er dann schon selbst. Das ist es auch, was ihn ins Theater zieht. Hier will er erfahren, wie man sich benimmt. Im Gemeinen und im Edlen gilt das. Der eine sieht dem Fichtner oder dem Sonnenthal ab, wie man sich im Salon zu bewegen, den Hut zu tragen, den Stock zu halten hat; die Wiener Eleganz wird immer aus dem Burgtheater bezogen. Der andere horcht hin, wie zu fühlen vornehm ist. Der Wiener braucht immer ein Beispiel. Dazu geht er ins Theater. Es ist kein Abbild des Lebens. Das Leben ist sein Nachbild. Noch heute trifft man in jedem Wiener Salon ein paar junge Menschen, die es vielleicht

gar nicht ahnen, dass sie mit den Händen des Herrn Hartmann reden. Und die Söhne der Hausherren vom Grund, auch wenn sie den Girardi vielleicht gar nicht kennen, haben seine Stimme, sagen zur Trafikantin: „Lübö Damöh“ und jeder Geck spricht von seinem „Möhdchen“ und keiner weiss, dass es der Girardi ist, von dem er dabei den Ansatz der Stimme, die Stellung der Lippen, den Akzent, vielleicht sein ganzes Gefühl des Daseins hat. Sogar an den Gedichten der letzten Wiener fragt man sich bisweilen: Wo hat er diese Stimmung her, wo gibt es denn das unter uns, wo kann er das erlebt haben? Und die Antwort ist: im Burgtheater. Das Theater gibt den Ton an, für alle Moden, auch der Seele. Weshalb es, um hier als Schauspieler berühmt zu sein, auch gar nicht so sehr auf den Künstler, als auf das Beispiel ankommt. Er muss nur suggestiv sein, und so, dass es dem Wiener leicht wird, sich ihm anzugleichen. Seine ganze Vergangenheit hat im Wiener jede Stimme verstummen lassen, die dem Menschen sagt: So bist du, so musst du sein, dir kannst du nicht entfliehen! Das hat er nie hören dürfen. Die menschliche Stimme ist ihm verboten worden. So wurde

sein Wesen, keines zu haben. Da man es aber zum Handeln braucht, leiht er es sich vom Schauspieler aus, der seines wieder aus der Situation nimmt. Das wird nun wienerisch: sich sozusagen zur Person der Situation zu machen. Diesen Wienern geschieht es nicht, dass einer plötzlich spürt: ich liebe, sondern er weiss schon längst: jetzt kommt die Zeit, wo man sich in deinen Verhältnissen zu verlieben hat, und zwar der Student in eine Kassierin, der Graf beim Ballett, und weiss, was man bei der Liebe zu fühlen hat. Unter hundert Menschen, welchen ich hier zusehe, sind nicht drei, die jemals ein eigenes Gefühl erlebt hätten, weil ihnen immer die Vorstellung ihrer Situation eingeschoben wird: Du bist jetzt der junge Fabrikant, der heiratet, du bist der Dichter, den eine grosse Schauspielerin liebt, und aus dieser Vorstellung empfinden sie nach. So wird ihr ganzes Leben imaginiert. Sie leben, wie ihr grösster Dichter dichtete. Der grösste Dichter dieser Wiener ist Halm. Laube, der ihn nicht leiden und doch nicht entbehren konnte, trifft sein Wesen, wenn er sagt, er habe sich verleiten lassen, alles „als Schachspiel zu behandeln“, und trifft das ganze Wiener Wesen mit: „Seine

Figuren werden Schachfiguren wie König, Königin, Turm, Läufer, Springer, Bauern. Sie sprechen dem Spielgesetze gemäss korrekt aus, was ihnen zukommt und tun dies mit bemerkenswerter Virtuosität. Aber sie gehen nirgends weiter. Schiller spricht einmal des Breiteren über den Spielbetrieb im Menschen, und daran erinnert das Halmsche Drama. Es ist deshalb ganz das, was Seydelmann mit seinem schnalzenden Tone ‚eine Komödie' nannte. Man meint damit ein Stück, welches dem Übereinkommen über schöne Täuschung augenblicklich genügt, niemanden aber ins Herz trifft; eine willkommene theatralische Übung." Man kann den Wiener nicht besser schildern: alles ist ein Schachspiel, er füllt, „dem Spielgesetze gemäss", jede Situation aus, aber er kommt nicht weiter, es bleibt eine „willkommene Übung", sein ganzes Leben übt er sich so — wozu? Man hat immer das Gefühl: er bereitet sich erst vor. Aber worauf? Dazu kommt es nie. Es ist immer nur ein Vorspiel. Es hat keine Folge. Nichts in Wien hat Folge. Endlich glaubt man den Wiener ergriffen, erwärmt, ermannt und jetzt muss es endlich beginnen, da fällt der Vorhang.

Daher auch die merkwürdige Wiener Art, Talent zu haben. Es gibt auf der ganzen Welt nirgends so viel Talent als in Wien. Für alles. Politisches wie Künstlerisches. Aber es ist immer ein Talent von besonderer Art. Es ist nirgends angebunden, es hängt in der Luft. Es ist ein Talent, das nichts auszudrücken hat, als sich selbst. Ein zweckloses Talent, das nichts enthält. Eine taube Nuss. Hier sind junge Schauspieler, fähig, Gefühl mitzuteilen, das sie nicht haben. Hier schwelgt man in den schönsten Versen und ist leer. Hier kennt man alle politische Weisheit, nur weiss keiner, was er mit ihr soll. Keiner kann wollen. So ist ihr Talent wie ein verlassenes Klavier, das allen Klang in sich hat, aber keiner löst ihn, denn keiner greift hinein, so bleibt es stumm. Es fehlt ihnen nicht an Talent, aber ihrem Talent fehlt der Mensch. Denn seinen Menschen hält jeder versteckt. Die Furcht, von den Vätern her, ist noch zu gross.

Daher auch das Entsetzen, wenn sich unter ihnen einmal ein wirklicher Mensch zeigt. Es graut ihnen. Sie möchten sich verkriechen. Auf der Bühne noch allenfalls; hier weiss man, in drei Stunden ist es ja

wieder aus. Als Schein mag der Wiener noch Wirklichkeit allenfalls ertragen. Aber auch hier hat seine Bewunderung, für Mitterwurzer, für Kainz, für die Mildenburg doch immer mehr von einem lüsternen Schauder, wie vor gefährlichen Bestien; und er ist froh, dass man ihnen die Kette der Kunst angelegt hat. Niemals haben die Wiener einen wirklichen Menschen unter sich gelitten, Beethoven nicht, Schreyvogel nicht, Hebbel nicht, Kürnberger nicht, Warsberg nicht, Fischhof nicht, Bruckner nicht, Hugo Wolf nicht, Waldmüller nicht, Klimt nicht, Burckhard nicht, Mach nicht, Mahler nicht, keinen. Wirkliche Menschen werden hier immer im Käfig einer ungeheuren Einsamkeit gehalten. In sein liebes lustiges leichtes Leben lässt sie der Wiener niemals ein.

Daher auch die grosse Wiener Stille. Hier regt sich nichts. Hier wird nichts geschehen. Mag einer das Kühnste denken, das Grösste tun. Es kann nicht wirken. Es bleibt in der Verborgenheit. Der Denker, der Täter muss sich verbergen — „isoliert und ohnmächtig“, hat Hebbel gesagt — den Gedanken, die Tat nehmen sich einige nach Hause, hier wird sie in das geheime Fach

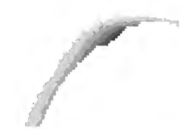
gelegt, da liegt sie. Und draussen spielen sie den schönen Schein der lieben hellen leisen Stadt ungestört weiter.

7.

Um aber den Wiener ganz zu kennen, muss man auch noch wissen, wie Beethoven hier gestorben ist und wie Grillparzer hier gelebt hat.

Als Beethoven bei seinem Bruder in Kneisendorf war, ging er immer früh nach seiner Art in den Feldern, des Gottes voll, aus seiner Fülle schreiend. Einmal kam ihm ein Bauer mit Ochsen entgegen. Beethoven sah nichts, hörte nur sich, liess nicht ab, aus sich aufzuschreien. Der Bauer rief ihm zu: A bissl stada! Eı aber hörte nichts, er liess nicht ab. Da wurden die Ochsen scheu, rissen aus, und rannten wild mit erhobenen Schwänzen bis in das Schloss. Als aber der Bauer erfuhr, der schreiende Mann sei des Gutsbesitzers Bruder gewesen, sagte er: Das ist mir ein sauberer Bruder!

Ein Gleichnis, das das ganze Verhältnis der Wiener zu Beethoven enthält. Von Zeit zu Zeit riefen sie ihm zu: A bissl stada! Sie waren ja stolz, einen so berühmten Mann zu



haben, was immer angenehm ist, gar wenn Besuch von draussen kommt. Aber eigentlich fanden sie, dass sich seine Musik doch unpassend benahm. Er trieb es doch zu arg. Und als er auf sie nicht hören wollte, wurden sie scheu, wurden wild und rissen ihm aus. Beethoven kannte sie. Er wusste, was er von ihnen zu halten hatte. Als ihm sein Neffe Carl über das Publikum bei der ersten Aufführung des B-dur-Quartetts erzählte, schrie er nur in einem fort: O die Ochsen, o die Esel!

Der Fidelio fiel durch, wie der Don Juan durchgefallen war. (Auch Mozart musste sich trösten: „Die Böhmen sind es, die mich verstehen.“) Bauernfeld erzählt in seinem Tagebuch, wie das musikalische Wien über Beethoven sprach. Einer seiner Freunde hörte in einer vornehmen Familie sagen: „Mozart und Beethoven sind die alten General-Bassisten, die die Dummheit der vorigen Zeit hübsch fand; erst seit Rossini weiss man, was Melodie ist. Fidelio ist ein Quark, von dem man nicht begreifen kann, wie sich jemand die Mühe geben mag, sich damit zu langweilen.“ So wendete man sich von Beethoven ab. Ein Salonmensch war er nicht. Gräfinnen zum



Beethoven. Karikatur von Lyser

Tanz aufzuspielen gefiel ihm nicht. Bismarck hat von seiner Musik gesagt: „Wenn ich sie oft hörte, würde ich immer sehr tapfer sein." Aber wer wünscht sich das in Wien? Wen verlangt es hier nach dem „Ringen und Schluchzen eines ganzen Menschenlebens" (wie wieder Bismarck von der Appassionata gesagt hat)? So war er bald allein. Man konnte ihn nicht brauchen. Er war zu verrückt. Er wurde vergessen. Freund hattte er keinen in der Stadt. So hätte man ihn verhungern lassen.

Am 7. Mai 1824 wurde die neunte Symphonie zum erstenmal gespielt. Im Kärntnerthor-Theater. Umlauf dirigierte, Beethoven stand neben ihm. Schindler berichtet: „Die Logen-Abonnenten hatten für ihre Plätze keinen Heller bezahlt, der Hof nicht einen Groschen geschickt, was doch bei den gewöhnlichsten Benefizen zu geschehen pflegte. Daheim überreichte man Beethoven den Kassenrapport. Bei diesem Anblick brach er in sich zusammen. Wir rafften ihn auf und legten ihn im grünen Frack auf das Sopha. Bis spät in der Nacht verweilten wir an seiner Seite: Kein Verlangen nach Speise oder anderem, kein lautes Wort war mehr hörbar." Und nun gar seine letzte Kammermusik verstand kein

Mensch mehr. „Konfuses Zeug“ sagte Grillparzer. Er kam aus der Mode. Sie hatten wieder einen erledigt. Nun war er ganz einsam. Er wurde krank. Und jetzt noch die Furcht vor der Not! Er konnte nicht mehr verdienen. Was dann? Und er hatte keinen in der ganzen Stadt, dem er sich vertrauen wollte. Ihm wurde bang. Da schrieb er nach England:

„Leider! liege ich schon seit 3. Dez. an der Wassersucht darnieder. Sie können denken, in welche Lage mich dieses bringt. Ich lebe gewöhnlich nur von dem Ertrage meiner Geisteswerke, habe Alles für mich, für meinen Karl davon zu schaffen. Leider! seit 2½ Monaten war ich nicht imstande, eine Note zu schreiben. Mein Gehalt beträgt so viel, dass ich davon den Wohnungszins bestreiten kann, dann bleiben noch einige Hundert Gulden übrig. Bedenken Sie, dass sich das Ende meiner Krankheit noch gar nicht bestimmen lässt, und es endlich nicht möglich sein wird, gleich mit vollen Segeln auf dem Pegasus durch die Lüfte zu segeln. Arzt, Chirurgus, Apotheker, alles wird bezahlt werden müssen. — Ich erinnere mich recht wohl, dass die Philharmonische Gesellschaft vor mehreren Jahren ein Konzert zu

meinem Besten geben wollte. Es wäre für mich ein Glück, wenn sie jetzt diesen Vorsatz von neuem fassen wollte, ich würde vielleicht aus aller mir bevorstehenden Verlegenheit doch gerettet werden können. Ich schreibe deswegen an Sir G. Smart, und können Sie, werter Freund, etwas zu diesem Zwecke beitragen, so bitte ich Sie, sich mit ihm zu vereinigen; auch an Moscheles wird deshalb geschrieben und in Vereinigung aller meiner Freunde glaube ich, dass sich in dieser Sache doch etwas für mich wird tun lassen."

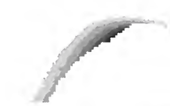
Die Philharmonische Gesellschaft antwortete, indem sie durch Moscheles hundert Pfund schickte, „mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, ihm durch Veranstaltung eines grossen Konzerts noch einen bedeutenden Nachtrag zu widmen". Vermittler war ein Herr Rau, Erzieher im Hause des Bankiers Eskeles. Er berichtete an Moscheles:

„Dein Schreiben, welches ich zugleich mit den für Beethoven überschickten hundert Pfund empfing, setzte uns in ebenso grosses Staunen als Bewunderung. Der grosse, in ganz Europa mit Recht verehrte, hochgepriesene Mann, der edelste, gutherzigste Mensch liegt in Wien in der grössten Not auf seinem

Krankenlager zwischen Leben und Tod! und dies müssen wir aus London erfahren; von dort eilt man, ihm sein Elend, seinen Kummer zu mildern, ihn mit Hochherzigkeit vor Verzweiflung zu retten. Ich fuhr auf der Stelle zu ihm, um mich von seiner Lage zu überzeugen und ihm die bevorstehende Hilfe anzuzeigen. Es war herzzerreissend, ihn zu sehen, wie er seine Hände faltete und sich beinahe in Tränen der Freude und des Dankes auflöste. Wie belohnend und beseligend wäre es für euch, ihr grossmütigen Menschen gewesen, wenn ihr Zeugen dieser höchst rührenden Szene hättet sein können!"

So hatte Beethoven durch Engländer noch eine letzte Freude. Ein paar Tage später, am 26. März 1827, starb er. Jetzt erinnerten sich die Wiener. Er wurde mit dem grössten Pomp begraben. Da war ganz Wien dabei; im Begraben sind sie gross. Bezahlt wurde es aber mit dem englischen Geld. Schindler schrieb: „Die Philharmonische Gesellschaft hat die Ehre, diesen grossen Mann von ihrem Gelde beerdigt zu haben, denn ohne dieses konnten wir es nicht anständig tun. Alles schrie: ‚Welche Schande für Österreich! Das soll man nicht angehen lassen.

Alles wird dazu beitragen', allein es blieb beim Schreien." Man liess es vom englischen Gelde bezahlen, war aber ungeheuer beleidigt. Von allen Seiten ging es jetzt los. Eine Frechheit von den Engländern! Was geht sie Beethoven an, unser Beethoven? Wie können sie sich unterstehen? Man wütete, man tobte. Und an die Augsburger Allgemeine Zeitung wurde geschrieben: „Gestern abends erfolgte die feierliche Beisetzung der Leiche des tief bedauerten Beethoven unter ausserordentlich grossem Zuströmen des Volkes. Die Herren Grillparzer, Castelli und das sämtliche Personal der Hofbühne und des Operntheaters begleiteten den Zug in die Kirche und von da zur Ruhestätte, wohin zugleich eine unabsehbahre Reihe von Wagen folgte. Das Publikum empfindet den Verlust dieses grossen Tonsetzers auf das Lebhafteste, und es war nicht wenig befremdet, als man aus London erfuhr, dass Herr Moscheles, welcher doch selbst Gelegenheit hatte, zu erfahren, wie sehr die musikliebende Kaiserstadt Talente dieser Art zu unterstützen pflegt, sich erlaubt hatte, in London eine Kollekte für für den Verstorbenen zu veranstalten. Ein allgemeiner Unwille bemächtigte sich bei die-



ser Nachricht der Gemüter. Der Verstorbene bedurfte einer solchen Beisteuer nicht, und niemand war befugt, einer die Künste aller Art unterstützenden Regierung und einem so kunstsinnigen Publikum auf diese Art zuvor zu eilen. Es bedurfte nur eines Wortes und Tausende wären Beethoven zugeströmt. Allein man achtete ihn zu hoch."

Echt. Sie hätten ihn verhungern lassen. In der ganzen Stadt weiss er keinen, dem er seine Not vertrauen möchte. Er muss Engländer anbetteln. Sie helfen ihm. So kann er doch ruhig sterben. Von ihrem Gelde wird er begraben. Und nun — ist man „befremdet, ein allgemeiner Unwille bemächtigt sich der Gemüter". Wo waren sie, als er litt, die Gemüter? Zwanzigtausend folgten seiner Leiche. Wo waren sie, als er lebte? „Allein man achtete ihn zu hoch."

Das ist Wien.

8.

Auf die Frage nach seinem Befinden pflegte Grillparzer zu sagen: Es geht mir lausig. Das war sein Gefühl des Lebens, seit dem Falle von „Weh' dem der lügt", seit 1838, noch dreiunddreissig Jahre lang: lausig.

Nicht in Zorn, nicht in Schmerz, nicht erbittert oder drohend — lausig hat er gelebt. Am liebsten einsam im Lehnstuhl vor seinem Pult, das Bein auf einen Sessel gestreckt, den rechts geneigten Kopf in den Händen, „simulierend". Der Wiener denkt nicht, er lässt nur allerhand an sich vorüberrinnen, das nennt er simulieren. So wartet Grillparzer. Und lauscht bisweilen, ob es sich nicht doch noch einmal regen wird. Aber es regt sich nichts mehr. Er ist verödet. Manchmal sucht er noch den täuschenden Trost betäubender Musik oder die Beschwichtigung alter Bücher auf. Manchmal tropft ein verflackender Vers. Manchmal spritzt er seinen feigen Grimm in ein tückisches Epigramm aus, das er gleich in der Lade versteckt. Wenn er dann hinüber in den Matschakerhof zum Essen geht, kommt die alte Haushälterin geschwind, öffnet die Lade und schreibt es heimlich ab. Sie betrügt ihn, wie er die Stadt betrügt. In der Stadt soll man nichts von ihm erfahren. Die Leute sollen nicht merken wie ihm ist. Ihnen kehrt er eine künstliche Lustbarkeit zu. Für sie ist er ein etwas wunderlicher, doch ganz vergnügter alter Herr, der einmal etwas

gewesen sein soll und dem jetzt halt nichts mehr einfällt. „Er könnte ein Hannibal sein," hat Kürnberger gesagt, „und ergraut in Capua, vierzig Jahre lang genügt ihm ein Gang in den Nussdorfer Bierkeller und ein Küfergespräch dazu, fünfzig Jahr lang ist sein weiblicher Umgang die nie berührte Braut, — so lebt er und spinnt er von einem Quartal in's andere, von einem Jahr, von einem Jahrhundert in's andere. Menschen sind jung und werden alt, der kleine Hofrat ist bloss alt und wird älter, und scheint einzig zu leben, um sich vergessen zu lassen. Vor dem Fünfzigsten hört er zu dichten auf und bis übers Achtzigste spricht er zu allem, was da vorgeht, sein Amen, sein berühmtes „sei's!" Dreissig Jahre lang lebt er von einer Silbe — weniger kann auch eine Sphinx nicht tun. In der Tat liegt er neben dem Stephansturm wie die Sphinx neben der Pyramide und man meint, der Stephansturm ist der jüngere von beiden."

So steht dieses entsetzliche Leben da, in der Mitte geborsten. Ein Torso, hat Bauernfeld gesagt. Und beklommen fragt man sich: warum? Was war es, das ihn zerbrochen hat? Die landläufige Meinung

ist: Mein Gott, die Zensur, der Vormärz, dieses ganze alte Östreich halt! Bauernfeld hat gemeint: weil er die Fröhlich nicht gehabt und sich in der sinnlichen Entbehrung aufgerieben und aufgezehrt hat. Und andere sagen noch: dass er die Gemeinheit der Wiener, den Undank, ihren Hohn, seit jenem Sturz von „Weh' dem der lügt," nicht mehr verwinden konnte. So wird es erklärt, dass er vorzog, lieber „freiwillig abzudanken". Ist es damit wirklich erklärt?

Das mit der Zensur war immer die Wiener Ausrede. Immer sollte Metternich schuld sein, wenn es Einem mit dem Dichten nicht ging. Hebbel wurde nervös, diese Phrase fort und fort zu hören. Warum hat die Zensur Nikolaus Lenau und Anastasius Grün nicht gehemmt? „Bei diesen", sagt Kuh, Hebbels Freund, „haben sich die politischen Hemmungen geradezu in Hebel umgesetzt; beide gewannen aus den ihnen begegnenden Hindernissen die Stärke des Widerstandes, die ihre protestierende Dichtung erfüllt. Bauernfeld wäre unter günstigeren staatlichen Verhältnissen kaum ein Molière geworden. Wie seine Grundlage beschaffen ist, konnten sich seine Bekennt-

nisse nicht in den Misanthrope, sein Liebesprotokoll und Helene nicht in die Schule der Frauen und in den Tartuffe verwandeln, auch wenn der Märzaufstand um fünfzehn Jahre früher ausgebrochen wäre. Denn seine polemisch-satyrische Sittenschilderung war schon von der Kelter weg getauft.“ Und derselbe, gegen die Fabel, als ob Grillparzer an der schlechten Regierung verdorben sei: „Vom Hohenasperg zog eine ebenso scharfe Luft nach Stuttgart herunter, als der Spielberg nach Wien hinüber schickte, und der Herzog Karl war, mit dem kaiserlichen Herrn verglichen, unter dessen Augen Grillparzer lebte, nicht eben spasshaft zu nennen. Schiller hat den Nacken nicht gebeugt, Schiller hat sich zur Wehr gesetzt und sein von edelstem Zorn erfülltes Gemüt in dichterischen Gewittern entladen. Dabei ist kein Rostflecken nachträgerischen Übelwollens in seiner Seele zurückgeblieben; als er den Tod des Herzogs erfuhr, da betrauerte er aufrichtig und mit Gefühlen der Dankbarkeit den Fürsten, welchem David Strauss nie verziehen hat, was er an Schiller verbrach. Grillparzer jedoch liess seinen gerechten Zorn ob der ihm zugefügten Unbilden der Gewalthaber nicht aus-

atmen und nicht ausleben. Hingegen liess er sich von diesem Zorn begleiten bis an sein eigenes Grab. Er hat überhaupt niemand verziehen, unter dem er Böses erduldete, dies bezeugt seine Selbstbiographie und manches andere Dokument in seinem Nachlasse. Nicht um der Zensurbosheiten willen, die dann und wann gegen ihn verübt wurden, und nicht aus Ekel vor der ihn angrinsenden politischen Misère duckte er sich in den Schmollwinkel hinein, wo er Laute des Grolls und der Verwünschungen ausstiess: die rohen Verletzungen, die ihn als Dichter in seiner Vaterstadt trafen, die literarische Geringschätzung, die der in Wien halb vergessene Poet an Deutschland wahrnahm, haben ihn in eine weltscheue Einsamkeit getrieben und neben ihm kauerte gleichsam eine ergrimmte Resignation; keine stille Entsagung hütete die Schwelle.“ Und dann muss man doch auch fragen: was ist denn von der bösen Regierung eigentlich dem Dichter Grillparzer je geschehen? Wie hat sie den Dichter gehemmt? Wodurch? Sie hat den Beamten nicht befördert. Nur darüber kann er klagen. Er war ein schlechter Beamter. Aber er wollte, sie sollte im Beamten den Dichter belohnen. Er

wollte überhaupt immer gleich belohnt sein. Wie damals alle. Sie schimpften auf die Regierung, bettelten sie aber an. Er war nie zufrieden, er wollte immer mehr. 1831 wird er über sein Gesuch Archivdirektor. Aber schon 1834 bewirbt er sich um die Direktion der Universitätsbibliothek. Dort würde sein Talent einen neuen Aufschwung nehmen. Er begreift nicht, dass das für die Behörde kein Argument sein kann, die sich nicht um den Aufschwung der österreichischen Dichtung, sondern um einen guten Direktor zu kümmern hat. 1844 soll er Kustos an der Hofbibliothek werden. Er sagt in seinem Gesuch: „Es möchte nicht zum Ruhme der Gegenwart gereichen, wenn sie einen Mann hinter den Akten versauern liesse, der in anderen Verhältnissen Höheres zu leisten imstande wäre.“ Abgewiesen, macht er ein bitterböses Gedicht („Bei einer Zurücksetzung im Dienst“):

„Man gab mir die Gewissheit,
Mein Streben sei verkannt,
Und ich ein armer Fremdling
In meinem Vaterland.“

Also, weil er nicht protegiert wird, gleich „ein armer Fremdling in seinem Vaterland“. Der Staat wird aufgefasst, als sei's sein Zweck,

die Dichter zu versorgen; sie wollen sich von ihm aushalten lassen. Er ist dazu da, dass sie behaglich dichten können. Und immer die Klage: es fehlt mir an Aufmunterung. Wie der Schüler bei den Jesuiten, der für den „Fleisszettel“ lernt, um das „Praemium“. Und endlich: wenn er wirklich gehemmt wurde oder sich, mit Recht oder Unrecht, gehemmt fühlte, warum wehrt er sich nicht? Wenn ihm versagt wird, was ihm gebührt, warum fordert er es nicht, warum steht er nicht auf? Er kann immer nur klagen. Das Leben soll ihm alles schenken, er nimmt sich nichts. Er hat keinen Mut. Weshalb er auch Lessing nicht mochte: „Seine Rauflust war mir nicht sympathisch, er hatte doch immer seine Freude am Streit!“ In Wien ist es Rauflust, wenn einer sein Recht will.

Wienerisch auch sein Verhältnis zum Publikum. Schon nach der Hero „droht“ er zu verstummen, nach „Weh' dem der lügt“ geht der Dichter wirklich in Pension, wie ein Hofrat, mit dem der Minister einmal ungnädig ist. Aus Kränkung und um sie zu strafen. Weil sich das Publikum nicht gut benommen hat, hört er zu dichten auf. Es hat sich gegen Schiller und Goethe noch viel



schlechter benommen, siehe die Xenien. Aber der Wiener will in einem fort zum Leben ermutigt werden. Er verträgt Hass und Hohn nicht, vielleicht, weil er ihnen glaubt, mehr als sich selbst. Darum will er immer gelobt sein. Bläst ihn einmal das Leben an, erschrickt er gleich. Nur am Ofen, fern vom Leben, kann der Wehleidige leben.

Schliesslich: sein Verhältnis zur Fröhlich. In dieser Entsagung, meint Bauernfeld, hat er sich verzehrt. Aber warum hat er entsagt? Sie hätten ganz gut heiraten können. Und sie hätten ja nicht heiraten müssen. Aber er ist überhaupt mit Frauen seltsam. Offenbar spürt er sie gar nicht, weshalb er auch niemals fühlt, was er einer ist. Etwa der armen kleinen Piquot, die vor Liebe für ihn stirbt. Wie der Charlotte von Paumgarten, mit der er drei Jahre lang ein „Verhältnis“ hat, ohne doch ihre Leidenschaft zu ahnen, an der sie stirbt. Er hat auch mit Marie von Smolenitz, der späteren Frau Daffinger, ein „Verhältnis“ und weiss von ihr nichts. Ihm bleibt jede Frau fremd, er nimmt sie, er hat sie nur fleischlich. Wenn sich ein Mann mit einer Frau vermischt, nennt die Bibel es: er erkennt sie. Grillparzer hat kein Weib

erkannt. Sich an eine Frau zu verlieren, um so sich in ihr erst selbst zu finden, dieses Wunder der Liebe hat er niemals erlebt. Er kannte die Liebe doch nur als sympathie d'epiderme. Sein Primislaus sagt:

„Begreifst du, dass ein Inneres schmelzen muss,
Um eins zu sein mit einem andern Innern?"

Er begriff es, doch war er es nicht fähig:

„Doch unzerstörbar fanden uns die Flammen,
Wir glühten, aber ach, wir schmolzen nicht"

heisst es in den „Erinnerungen im Grünen". Und einmal macht er das sehr merkwürdige Geständnis, er habe des Mädchens Unschuld „geschont", weniger aus Tugend als aus vielleicht bloss ästhetischem Wohlgefallen an des Mädchens Reinheit. Worin also, wer wirklich liebt, die schönste Verklärung der Geliebten erlebt, das ist für ihn Beschmutzung. Er ist kein Siegfried: das „wild wütende Weib" schreckt ihn zurück. Nicht Erlösung, Entführung aus dem Gemeinen, Verwandlung zur Freude fühlt er in der Umarmung, er fühlt sich verstört und befleckt. Sein Gefühl hält es mit dem Erzbischof in Faust: Natur ist Sünde! In ihm steckt der alte Hass der christlichen Lehre gegen die Lust, dem die



Liebe nur ein „Drangsal des Fleisches“ ist. Im Evangelium Matthäi heisst es: Denn es sind Etliche verschnitten, die sind aus Mutterleibe also geboren; und sind Etliche verschnitten, die von Menschen verschnitten sind; und sind Etliche verschnitten, die sich selbst verschnitten haben, um des Himmelreichs willen; wer es fassen mag, der fasse es. So einer war Grillparzer: er hat sich selbst verschnitten, um des Himmelreichs willen. Wer es fassen mag, der fasse es.

Ästhetisches Wohlgefallen an des Mädchens Reinheit. Das Weib ist ihm unrein. Liebe besudelt. Das Menschliche missfällt ihm. Der Mensch ist „unästhetisch“. Diese ganze Wirklichkeit ist des Teufels Werk. Wirklichkeit ist Sünde. Darum fürchtet er das Weib, fürchtet das Leben. Darum hat er sich verschnitten, um des Himmelreichs willen. Er nennt es die Kunst. Zur Kunst entflieht er aus dem Leben. Flucht aus dem Leben, Trost über das Leben, Schutz vor dem Leben ist ihm die Kunst, die Goethen der Gipfel, die Blüte, die Krone des Lebens war. Dem Erbgrossherzog Karl Alexander schrieb er in ein Buch:

In Weimar war die Kunst ein Leben,
Uns ist sie höchstens noch ein Traum.

Höchstens. Was nur konsequent ist: Da doch uns das Leben selbst nur ein Traum ist, die Kunst eigentlich also nur der Traum eines Traums, eines Schatten Schatten. In sie rettet sich, wer vom Leben um sein Glück betrogen ist, weil seine feige Hand es nicht zu fassen wagt:

„Sieh was das Leben dir entzogen,
Ob dir's ersetzen kann die Kunst!"

In ihr baut er sich ein stilles Haus, „entfernt von Menschen", aus „Sammlung" auf und „der Gedanke tritt in die dem Chaos abgestritt'ne Welt". Chaos ist das Leben. Verkriechen wir uns in einen Winkel. Pfahlbauern der „Sammlung", auf Piloten des „Gedankens". Verkriechen wir uns, vor den wilden Tieren der Leidenschaft, in den Verstand.

„Denn was der Mensch erdacht, erfand,
Als höchstes wird er finden:
Gesund natürlichen Verstand
Und richtiges Empfinden."

Was die brave alte Caroline Pichlerin auch nicht rührender hätte sagen können.

Es ist der Wiener, der in Grillparzer den Menschen ruiniert, indem er ihn durch den alten Betrug der Barocke foppt, bis er das künstliche Leben, das der Sitte, das von

den Herrschern verordnete für das wirkliche, für ein Gebot der Natur nimmt, die sein Gefühl dann freilich verleugnen muss. Bisweilen, wenn er so „simulierend“ sass, ist es ihm aufgeblitzt. Er schreibt einmal von der Aufgabe der Poesie: „Gegenwärtig ist sie da, um in erhabener Einseitigkeit jene Eigenschaften herauszuheben und lebendig zu erhalten, die das menschliche Beisammenleben, die Unterordnung des einzelnen unter eine Gesamtheit, notwendig und nützlich beschränkt und zurückdrängt; die aber eben darum — köstliche Besitztümer der menschlichen Natur und Erhaltungsmittel jeder Energie — ganz verlöschen würden, wenn ihnen nicht von Zeit zu Zeit ein, wenn auch nur imaginärer Spielraum gegeben würde.“ Er sah dann also, wenn er so „simulierend“ sass, bisweilen ein, dass dieses Leben, in welches wir eingezwängt sind, unser wirkliches verleugnet, dass es Zwang und wider die Natur und dass uns die Kunst gegeben ist, durch sie die von künstlichen Gesetzen verdrängte Natur, ohne welche wir verlöschen müssen, wieder herzustellen. Sah dies ein, schrieb es auf und tat den Zettel in die Lade. Tat sich in die Lade. Rührte Fräulein Fröhlich

nicht an, blieb ein Hofrat, ging in den Matschakerhof.

„Grillparzer“, hat Kürnberger gesagt, „war ein Zorn- und Feuergeist, ein ungeduldiges, heftiges, leidenschaftliches Herz, ein Dichterherz, dem ganz gegeben war zu fühlen und zu sagen, was er fühlte! Nie hat in die Lotterbetten von Capua ein schärferes Auge hineingesehen, nie eine gute Seele so stark das Schlechte gehasst, nie ein guter Kopf so sanglant das Schlechte gerichtet. Sein unbarmherziger Geist war wie ein chirurgisches Besteck: der feinste Schliff, die zierlichste Nadel hatte eine Bestimmung für Blut und Eiter. Barmherzig war er nur mit Einem, mit sich selbst. Und wenn in ganz Sodom nur ein Gerechter ist, so will ich die Stadt um dieses Einen willen verschonen. Und es war in ganz Sodom ein Gerechter: nämlich Franz Grillparzer. Und er verschonte die Stadt. Er wollte den Frieden für sich und so musste er ihn freilich der Welt schenken. Man denke sich einen Heinrich Percy, nach Falstaffs Maxime handelnd: Vorsicht ist der Tapferkeit besserer Teil! Ein fürchterlicher Missklang! Wohlan, es ist Grillparzers Sein und Tun! Der Gott mit dem tönenden Köcher, der schreckliche



Fernhintreffer gab seinem Auge den treffendsten Blick und seiner Zunge das treffendste Wort, und nun war es bis dahin ein Gesetz der Natur: eine Kraft, die man hat, gebraucht man mit der ganzen Lust seines Lebens. Grillparzer suspendiert dieses Gesetz der Natur. Seine starken Leidenschaften, seine grossen Fähigkeiten rufen ihm zu: Schicke Plagen über Egypten; tritt hin vor Pharao, sprich für dein Volk, führe es aus ins gelobte Land! Dein ist diese Aufgabe, du bist der Rächer! Keiner hat ein tieferes Fühlen, keiner ein stärkeres Können. Österreich wartet auf dich! Aber in einem Winkel seines Herzen fängt nun der Österreicher selbst zu seufzen und zu lamentieren an: Herr, schicke einen andern! Ich fürchte mich. Ich liebe den Frieden. Ich will meine Ruhe. Was können wir, ein Volk von Hirten, wider Albrechts Heere? An meiner Wiege stand das Schaffot der Maria Antoinette, als Jüngling sah ich den Erderschütterer Napoleon Kronen verteilen, und als Mann sah ich den Wiener Kongress sie wieder anders verteilen. Wer bin ich, dass ich mit den Grossen der Erde anbinden dürfte? Ein kleines, niedriges Bürgerkind, abhängig von

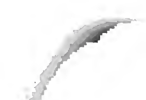
Freunden und Gönnern, in grauenvollen Familienverhältnissen, welche die Nachsicht des Staates, vielleicht sogar der Gerichte bedürfen; wie soll ich mich unterstehen, zu rebellieren? Ehe ich dem Pharao nur einen Mops töte, hat es schon mir und meinen Nächsten das ganze Glück des Lebens gekostet. Lass mich lieber Pharaos Hofrat werden! So sprach der weiche, passive Österreicher, und — behielt den Sieg."

Grillparzer wurde gefragt, warum er Kathi nicht heirate. Er antwortete: I trau mi halt nöt! Es war ein Scherz, der aber doch sein ganzes Wesen verrät. Er traute sich nicht zu lieben. Denn er traute sich nicht zu leben. Der Wiener traut sich nicht, wirklich zu sein. Er mag nur scheinen. Deshalb entriss er sich dem Leben, sich und seine Kunst. Daran verdarben sie. Er verschmachtete, sie verödete.

Es ist entsetzlich zuzusehen, wie dieser, dem alles mitgegeben war, ein Mensch und ein Künstler zu sein, an Wien bei lebendigem Leibe zerfault und zerfällt. Schon 1827, sechsunddreissig Jahre alt, in der Mitte des Lebens, auf der Höhe des Erfolges, ein Jahr nach dem Ottokar, zwei Jahre vor dem treuen

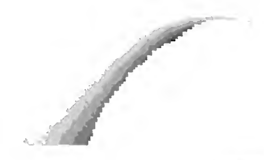
Diener, fünf Jahre vor der Hero, schreibt er an Eduard von Schenk: „Als Mensch unverstanden, als Beamter übersehen, als Poet höchstens geduldet, schlepp ich ein einförmiges Dasein fort. Ohne Frau, ohne Kind, ohne eigentliches Lebensinteresse.“ Und in seinem grässlichen Tagebuch sind solche Stellen: „In ähnlicher Unfähigkeit zu arbeiten und zu dichten habe ich mich zwar schon öfters befunden, aber das Charakteristische meines gegenwärtigen Zustandes ist, dass, indes ich sonst die Ursache meiner Untätigkeit in äusseren Umständen suchte und fand, mir jetzt ein inneres entsetzliches Gefühl sagt, es sei mit der Dichtergabe selbst zu Ende. Eine stufenweise Erkaltung der Phantasie lässt sich übrigens in meinen bisherigen Hervorbringungen bestimmt nachweisen... Auf der einen Seite also Abnahme, stufenweises Erlöschen der Herzenswärme und auf der anderen durchaus kein Zunehmen von seiten des Denkens und des Wollens. Die Phantasie wird nach und nach zum Greise und der Verstand bleibt ewig Kind, oder Knabe besser zu sagen, denn Kind wäre noch allenfalls zu entschuldigen. Schon in der Zeit, da ich noch hoffte, in der Poesie

etwas Tüchtiges leisten zu können und ein vorschneller Wahn mich zu glauben antrieb, ich könnte mich dereinst an die ersten Dichter der Nation reihen, schlug das Gefühl einer inneren Insuffizienz, einer Unbedeutendheit als Mensch jede solche Hoffnung nieder. Hätt ich nur den Mut, mir selbst treu zu sein, den unnennbaren Schmerz eines verfehlten Daseins in mir fortwalten zu lassen, bis er entweder das Dasein selbst verzehrt oder in höchster Steigerung ein höheres hervorruft. Aber eine törichte Eitelkeit, eine übel angebrachte falsche Scham zwingt mir bei jeder Berührung mit Menschen eine gewisse Lustigkeit auf, die mich nicht froh macht, die mir nicht von Herzen geht, aber für mich das einzige Mittel ist, mit Menschen zu kommunizieren." Und ein anderes Mal: „Ich wollte was schuldig sein, um einen Schmerz, ein Unglück, eine Verzweiflung, die — und wärs nur für eine Stunde — mein Wesen ganz aufgehen machte in eine Empfindung und mich — nur für eine Stunde — von dieser dauernden Verstandeskälte frei machte, die wie ein hohnlachender Narr hinter jedem Vorhange hervorguckt." Und wieder: „Wenn ich je dazu kommen sollte, die Geschichte



der Folge meiner inneren Zustände niederzuschreiben, so würde man glauben, die Krankheitsgeschichte eines Wahnsinnigen zu lesen. Das Unzusammenhängende, Widersprechende, Launenhafte, Stossweise darin übersteigt alle Vorstellung. Heute Eis, morgen Feuer und Flammen. Jetzt geistig und physisch ohnmächtig, gleich darauf überfliessend, unbegrenzt. Und zu dem allen noch nicht imstande, sich von etwas anderem bestimmen zu lassen, als von der sprungweisen Aufeinanderfolge des eigenen verstockten Ideenganges." Neurasthenie, sagt man vielleicht achselzuckend. Gewiss. Aber eben die Neurasthenie des Wieners. Eine, die nicht aus der gemeinen Ermattung der Nerven, sondern aus einer tieferen Erkrankung, aus einer Verschuldung des Geistes kommt. An jener ersten Stelle des Tagebuchs ist es doch sehr merkwürdig, dass er, das Nachlassen seiner Kraft beklagend, unwillkürlich sogleich von seiner Verstellung vor den Menschen spricht. Er kann mit ihnen nicht natürlich „kommunizieren". Er hat sich vor ihnen immer verdeckt. Ihm war versagt, sich ihnen hinzugeben. Er zog sich vor ihnen zu, er rollte sich ein. Nun sass er dann mit seiner Kraft im Leeren da,

denn ihr wurde nichts zugeführt. Er entzog sich dem Leben, bis es ihm das Dichten entzog. Aus Unfähigkeit zu leben, wurde er unfähig zu dichten. Es ist entsetzlich, wenn er einmal bekennt: „Für mich gab es nie eine andere Wahrheit, als die Dichtkunst. In ihr habe ich mir nicht den kleinsten Betrug, die kleinste Abwesenheit vom Stoff erlaubt. Sie war meine Philosophie, meine Physik, Geschichte und Rechtslehre, Liebe und Neigung, Denken und Fühlen. Dagegen hatten die Dinge des wirklichen Lebens, ja seine Wahrheiten und Ideen für mich ein Zufälliges, ein Unzusammenhängendes, Schattenähnliches, das mir nur unter der Hand der Poesie zu einer Notwendigkeit ward. Von dem Augenblicke an, als ein Stoff mich begeisterte, kam Ordnung in meine Teilvorstellungen, ich wusste alles, erkannte alles, ich erinnerte mich an alles, ich fühlte, ich liebte, ich freute mich, ich war ein Mensch. War dieser Zustand vorüber, trat wieder das alte Chaos ein. Mein ganzer Anteil blieb immer der Poesie vorbehalten und ich schauderte über meinen Zustand als Mensch, wenn die immer seltener und schwächer werdenden Anmahnungen von Poesie endlich ganz auf-



hören sollten.“ Das Schaffen muss für ihn also eine Art Epilepsie gewesen sein, durch die ja dem Kranken auch eine wunderbare Helligkeit vorgetäuscht wird. Und so haben wir diesen grauenhaften Fall: ein sehr heftiger Trieb, zu gestalten, dem aber die natürliche Befriedigung, am unmittelbaren Leben selbst, versagt wird, wodurch er, nach gewaltsam schmerzlichen Explosionen, allmählich erlahmen und erstarren muss. Dem Leben entrissen, an der Wurzel abgeschnitten, verdorrte er.

Das ist Wien. So sieht hier ein Dichter aus.

9.

Dem Wiener graut vor lebenden Menschen. Und ihnen graut vor ihm. Sie verbergen sich. Als hätten sie eine schwere Schuld auf dem Gewissen. Die Schuld des Lebens. Die Schuld, wirklich zu sein. Sie fühlen sich verstossen, ausgesetzt. So spinnen sie sich ein. Sie sind froh, wenn man sie nicht bemerkt. Sie tun nicht mit, sie lehnen abseits. Denn auch auf ihnen liegt die Vergangenheit von Wien und sie fürchten sich.

Nur einer war, der fürchtete sich nicht. Ein wirklicher Mensch, der sich nicht in Ein-

samkeit verliegen wollte, sondern sich vermass, ihnen zu helfen: Ferdinand Kürnberger. Und das ist auch wienerisch, dass er, der mit seiner Einsicht in jedes Problem, mit seinem Trieb zum Notwendigen, mit seinem Gefühl für die Forderungen der Zeit, mit seinem Mut, mit seiner Kraft überall sonst ein Mann der Tat geworden wäre, hier ins Feuilleton gesteckt wurde. Man liess in Gottes Namen einmal die Wahrheit zu, doch nur unter dem Strich. Auch er verfiel dem östreichischen Gesetz: zu scheinen. Man verzieh ihm, dass er ein Mann war, weil er den Narren gab, den Feuilletonisten, der ja doch nur spasst. Und er tröstete sich: „Schreibe ich denn Politik? Ich schreibe das Theater-Referat der Österreichischen Tragödie, aber das Theater-Referat hat mein Lebtag ins Feuilleton gehört.“ Er schrieb es mit einer Macht des Gedankens, einer Wucht des Worts, die hier noch niemals vernommen worden waren, Goethes Rat bestätigend: Will jemand einen grossartigen Stil schreiben, so habe er einen grossartigen Charakter! Er wusste das Geheimnis des Künstlers: „Der Dichter ist eine höhere Kraftsumme als ein anderer Mensch, er ist vor allem ein grosser Mensch.“ Und:

„An der Literatur ist es, alles Menschliche zum Ausdrucke zu bringen. Ganz eigentlich ihr gilt das grosse und ewig zu wiederholende Wort: Ich bin ein Mensch und nichts Menschliches soll mir fremd bleiben." Daher auch sein wunderbarer Blick für Goethe, den doch kaum jemals ein Wiener erkennen kann, den weltweisen, welttätigen Goethe, der die drei Wünsche hat: den Panama-Kanal, den Suez-Kanal und die Verbindung der Donau mit dem Rhein.' „Der ‚Egoist', der ‚Fürstenknecht', der ‚steife Minister' mit dem Stern auf der Brust, sitzt in einer einsamen Binnenstadt, an einem kleinen Fürstenhof, und überlässt sich, achtundsiebzigjährig, inbrünstigen Wünschen über den Weltverkehr! Unter persischen Manuskripten und griechischen Altertümern nennt er es — in Weimar das wünschenswerteste Ziel eines Menschenlebens: den Suez- und den Panamakanal zu erleben! Denkt man dabei an jenes im unsittlichsten Ichkultus versunkene, von Reklame zu Reklame kriechende Wurmgeschlecht, welches sich heutzutage Dichter nennt, und welches keinen anderen Horizont und keine anderen Interessen hat, als seine Auflagen, seine Aufführungen, seine Übersetzungen in fremde Sprachen und über

all diese Merkwürdigkeiten ein paar tausend zusammengebettelte Zeitungsnotizen: so kehrt sich vor Ekel das Eingeweide im Leibe herum! Denkt man aber vollends, dass unter diesen Bettelnotizdichtern gar mancher Neidhart sich noch erfrecht, in der bequemen Deckung durch Börne auf den Minister und Fürstenknecht die Zähne zu fletschen, weil er in seiner Bettler- und Lumpenherberge eben alles brauchen kann, was populär und pöbelhaft ist, heute einen Orden und morgen eine demokratische Phrase: so sieht man sich unwillkürlich nach dem Henkersknecht und seinem glühenden Eisen um, welcher diesem Ehrlosen die Stirne brennen soll!“

Ein Mann in Wien — das war seine Grösse, das war sein Fluch. Er hat erkannt, wie wir sind, wie wir es wurden und wie wir helfen, uns retten könnten. Er sah überall „die östreichische Haus-, Hof- und Staatspflicht: nicht zu sein, sondern zu scheinen“, sah überall „die östreichische Abwendung von der Zeit“ und liess nicht ab, nach Wirklichkeit zu drängen, die nur allein uns heilen kann.

Er wusste, wie wir sind. „Gemütlich nennt ihr das? Feig ist es, schlaff, schlotterig, waschlappig, mattherzig, schwachmütig,



kraftlos, nervlos, energielos, widerstandlos, Mangel an Mut, Männlichkeit, Wehrhaftigkeit, Mangel an Kern, Härte, Festigkeit, an Prall und Gegenprall, alles Fladen, nichts Stahl und Stein! Euer ewiges Bedürfnis, liebenswürdig zu sein und den Charmanten zu spielen und gute Gesichter zu zeigen, und von Freundlichkeit, Nachgiebigkeit, Gefälligkeit, Wohldienerei und Lieb-Kinderwesen zu überfliessen, das ist der slavische Blutstropfen in euch, die Buhlerei, die wollüstelnde Sinnlichkeit, das Weibertemperament, die Weiberschwachheit und Weiberweichheit. Ein weibliches Volk seid ihr, kein männliches. Nennt euch nicht Deutsche. Der Deutsche kann nein sagen, der Deutsche stellt seinen Mann. Nichts ist euch unmöglicher. Stirn an Stirn hat kein Wiener je nein gesagt. Er hat vertröstet, hingehalten, Ausflüchte gemacht und dann — sich ergeben. Jeder Zudringliche übermeistert euch, jeder Überlästige steckt euch in die Tasche. Die Unverschämtheit tyrannisiert und terrorisiert euch. ‚Rausschmeissen' hat Berlin gross gemacht; ‚man mag sich nicht scheren!' wird das Fatum von Wien werden!" Und: „Deutsch ist der Vortritt der Sache vor der Person, die selbst-

lose Hingebung der Person an die Sache, das Verschwinden und Aufgehen des persönlichen Moments im Interesse und im Dienste der Sache. Just umgekehrt, herrscht bei uns wie bei allen Ostvölkern die Neigung vor, alles Persönliche zuerst und zumeist zu berücksichtigen, die Person beständig vor die Sache und über die Sache zu stellen. Wie bis an die Halden der Türkenschanze die asiatische Steppenflora reicht, so reicht in unsern Geist jener asiatisch-slavische Geist hinein, welcher, schwach zur Staatenbildung und auf der niedrigen Stufe von Stamm und Familie befangen, so schwer über das Persönlich-Sinnliche hinauskommt, so unempfindlich für die kompakte, aber geisterhafte Solidarität der Dinge ist, dagegen so empfindlich für Person und Persönchen im einzelnen, ihre Einflüsse, Anreizungen, Velleitäten, Suchten und Hänge. Die wichtigsten und festesten Dinge beständig aufzulösen und umzumodeln, nach persönlichen Witterungsverhältnissen das Grosse klein und das Kleine gross, das Etwas zu nichts und das Nichts zu Etwas, zu Viel, zu Allem zu machen, diese ganz erzundeutsche Art, die objektive Wirklichkeit zu einem phantastischen Schatten-



spiel des persönlich-willkürlichen Beliebens herabzuwürdigen — ist leider die österreichische.“ Alles macht ihr nur halb, immer spielt ihr nur, alles macht euch nur Spass. Ihr „Mestizzen“, ihr „Mischlinge“! Und glaubt ihr es auszugleichen, weil ihr schimpft? Ja, von je war das Schimpfen nur Trost. „Es schimpfte A. und Z., es schimpfte Nummer Eins und Nummer Million, es schimpfte der Naderer, der Spitzel, der Vertraute, es schimpfte die Polizei selbst, ja es schimpften die hohen und höchsten Orte, wovon ich die Beispiele, wenn sie verlangt werden, nicht schuldig bleiben will. Wer nicht schimpfte, war ein ungebildeter Mensch, ein Idiot, gehörte nicht in die Zirkel der Intelligenz, nicht in die feine Gesellschaft. Denn hier präsidierte der schimpfende Hofrat, welcher tags dem ‚Systeme‘ diente und abends übers System aufs witzigste schimpfte; wie denn der liberale Beamte, also der schimpfende, der eigentliche Repräsentant Österreichs, die Charakter- und Musterfigur, der Typus und der Schildhalter dieses interessanten Staatswesens ist.“ Aber wie schimpft ihr? Feig, falsch, auch wieder unwirklich: „Der feine und tiefe Sinn des österreichischen Schimpfens



M. v. Schwind — Schwind und Bauernfeld auf einer Landpartie

ist dieser: Schimpfe bei jeder Sache über die Nebensache, aber nie über die Sache; dieser selbst gehe schlau aus dem Wege. Schimpfe ferner so, dass du dich nicht absonderst von denen, über welche du schimpfst, nicht von anderm Stoffe sein willst, als sie, nicht in stolzer Selbsteinsamkeit eine Wahrheit und einen bitteren Ernst aus deiner Fronde machst, sondern dass du fleissig mitgehst, mitschwimmst, mittanzest, mittrinkst und mitschmausest, an allen Tischen ein gern gesehener Gast und beliebter Frondeur! Warst du in jenem Falle schlau und bist du in diesem Falle gemütlich, dann hast du den eigentlichen Geheimsinn der österreichischen Schimpf-Popularität ergründet.“ Auch echt asiatisch. Denn dies ermüdet er nicht zu wiederholen: Ihr seid Asien! „Unbegreiflich“, wie man so gern sagt, ist Österreich gar nicht: man hat es nur als eine Art Asien zu begreifen. „Mit diesem Schlüssel sperren sie alle Rätsel Österreichs auf . . . . Das was jedem Nichtösterreicher unverständlich, sogar ewig unverständlich an Österreich ist und bleibt, das ist das Asiatische in Österreich: das Nomadisch-Zerstreute, Schweifende, Fahrige unserer vielen unkultivierten Ostvölker,

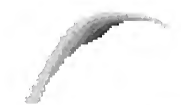
welche, kaum sesshaft am Orte, im Geist und Gemüt noch lange nicht ruhen und sitzen gelernt haben, wie das sitzende Städtevolk der Deutschen. Von dieser Seite her kommt das unstäte und unruhige Blut, das ewige Anfangen und Fallenlassen, die ewige Treulosigkeit an allen Vorsätzen und Entschlüssen, der Naturalismus, das Naturkinderwesen — von Osten her kommt es auch in unsere anders gearteten deutschen Adern; aber da es ohnedies süddeutsche, d. h. mit altem Keltenblut infiltrierte Adern sind, so ist gleichsam vom Westen her ein elektrischer Draht gelegt, welcher diese Ostströmung noch besser und williger aufnimmt, und welcher wie im letzten Krieg, so immer die Sympathiewellen zwischen Franzosen und Slaven über Österreich zusammenschlagen lässt. Auf einem uralten Untergrund keltischen Leichtsinns das Alluvium slavischer und ostländischer Liederlichkeit im lebendig-flutenden Strom, im täglich-stündlichen Grenzverkehr, im unaufklärlichen Empfangen und Aufnehmen; voilà l'Autriche! Das ist Österreich!" Weshalb es auch ein Unrecht ist, Wien an europäischen Forderungen zu messen. Wer heisst euch hier Europa suchen? Dann muss es euch

freilich enttäuschen. „Ich begrüsste schon manch' einen deutschen Bekannten in Wien, welcher seinen ersten Besuch hier machte und sich ausnehmend wohl gefiel. Aufschriften, Denkmäler, Bauart, Strassen und Strassenpolizei, öffentliche Reinlichkeit, Ansprache, Geselligkeit, Theater, Kunst, Industrie, Literatur — jeder Pflasterstein und jeder Atemzug deutsch! Nur liebenswürdiger, farbenreicher, lebendiger, kurz charmant! Wie lange bleiben Sie hier? — Ach ich wollte nur vierzehn Tage hier bleiben, aber es werden wohl vier oder sechs Wochen daraus. — Schön! — Nach acht Tagen begegne ich dem Manne wieder. — Vortrefflich, dass ich Sie sehe; ich wollte soeben bei Ihnen vorfahren und Ihnen Adieu sagen. — Sie gehen schon wieder? — Ja. — Sehr einsilbig! Gefällt es Ihnen nicht mehr in Wien? — Nehmen Sie mir's nicht übel, aber mit Ihnen kann man vorurteilslos sprechen; ich kenne Sie ja. Mit jedem Tag komme ich mir fremder vor in Eurem Deutschen Wien. Es ist eben alles anders hier, als bei uns. Will ich mich unterhalten, so werde ich überschwemmt mit Genüssen und kann mir in einer Woche Blasiertheit für's ganze Leben holen, aber will

ich Geschäfte machen, so mach ich in einem Vierteljahre nicht, was ich ‚bei uns‘ in einem Tag fertig bringe. Kein Mensch ist zu Hause, kein Mensch hält Wort, kein Mensch erinnert sich heute, was er gestern gesagt hat; worauf ich Schwur und Handschlag habe, das ist vergessen, und was gegen die Abrede ist, das ist geschehen. Wie ich Ihnen sage, es ist alles anders als bei uns. Was draussen fix und fest ist, das ist hier lose und locker, und was wir leicht und beweglich haben, das rührt sich hier nicht vom Flecke. Es ist ganz anders als in Deutschland! — Wer heisst Sie aber auch an Deutschland denken? Sie können sich hier auf Schritt und Tritt täuschen und enttäuschen, Sie können Wien arg missverstehen, ja Sie können dieser Stadt wirkliches und unverdientes Unrecht tun, wenn Sie sie an deutschem Masse messen und als deutsche Stadt in Anspruch nehmen. Dagegen wird alles licht und klar, fasslich und verständlich, gerecht und billig, wenn Sie Wien nehmen als das, was sie ist, — eine Europäisch-Asiatische Grenzstadt!“

Und er wusste, wodurch aus uns Asiaten geworden sind. „Wir schreiben unter einem Volke, welchem spanische Jesuiten-Tyrannei

die deutsche Bildung zweier Jahrhunderte unterschlagen. In jenen zwei Jahrhunderten, wo sich die Kulturerziehung des deutschen Volkes vollzog, in jenen zwei Jahrhunderten von Luther auf Kant, wo Deutschland alles tat, was hat Österreich getan, was durfte es tun? Nichts. Während sich die immense Literatur Deutschlands entwickelte, schrieb Österreich — Beichtzettel, Traumbücher und Linzer Kochbücher! Jeder einzelne musste auf eigene Hand und für sich selbst die Bildung von vorne anfangen, denn es floss kein Strom, aus dem alle schöpften, durchs Land, und selbst jene deutschen Klassiker, welche mit einer unwiderstehlichen Popularität unsere chinesischen Mauern einrannten, gelangten in die Hände des armen betrogenen Volks nur durch die Hand einer Zensur, deren Blödsinn das vierfüssige Vieh überbot!" Und denselben Hohn wie für diesen Geist der Barocke hat er auch für den österreichischen Liberalismus, „das burleske Kerlchen", den Schmerling- und Giskra-Liberalismus, der, wie vom Gifte des Fliegenpilzes berauscht, „das Konkordat, das jedem Pitt oder Bismarck ein Strohhalm gewesen wäre, für einen entsetzlichen Balken hielt, im zehnjährigen wiederholten Anlauf über den Stroh-



halm nicht hinüber sprang und endlich im weiten vorsichtigen Bogen der konfessionellen Gesetze dem fürchterlichen Strohhalm rücksichtsvoll aus dem Wege ging.“ Der glaubt immer zu wirken und zu helfen, wenn er ein Gesetz dekretiert. Was aber können neue Gesetze nutzen, so lange die Menschen die alten sind? „Wie mir das übel macht, das unvernünftige Geschrei: Die Minister sollen energisch sein! nur recht energisch! Sind wir denn plötzlich Caraiben geworden, welche ihre Väter totschlagen? Wie ist man denn energisch, wenn die Generation, welche so lange allmächtig und alleinherrschend war, noch gesunde Zähne hat und vortrefflich verdaut? Durch Gesetze! Aber die Gesetze wollen ausgeführt sein. Die liberalsten Gesetze sind tot solange die Illiberalen noch lebendig sind. Was denkt ihr denn? Wenn Ludwig XVI. eines Tages den Grafen Mirabeau gerufen und ihm gesagt hätte: Mein lieber Graf, ich will das alte Frankreich, welches in seinen alten Missbräuchen erstickt, von Grund aus regenerieren und eine Staatsordnung nach den grossen Prinzipien der Neuzeit einführen; aber ich bin ein guter Herr, ich will meine treuen Diener nicht brotlos machen, stellen Sie

mir zu dieser Ordnung derDinge alle Beamten an, welche dieselbe aufs grimmigste hassen und verfolgen, — was denkt ihr denn? Als ein feiner Franzose hätte Mirabeau nicht etwa in einem groben Verzicht auf das Portefeuille, sondern verbindlich und höflich so geantwortet: Sehr wohl, Sire; diese neue Ordnung der Dinge soll hergestellt sein — nach dreissig Jahren und mit Hilfe des Todes. . . . . Die alte Ära muss begraben werden, aber auch buchstäblich begraben. Das kann kein liberaler Minister, und wäre er noch so energisch! das kann nur einer: der Tod. Und er tut es, er tut es mit einer Energie, mit einer Ehrlichkeit und Ausdauer, welche über alles Lob erhaben ist. Ich werfe mich in den Staub vor dir, grösster der Fortschrittsminister, weiser, gerechter, gütiger Tod, und bringe der neuen Ära den einzigen Jubeltoast aus, welcher ihr ansteht und welcher vernünftig ist: Heil dem Tode! es lebe der Tod!"

Und so wusste er auch, was allein uns retten kann. Verordnungen? Entschlüsse? Nein, durch kein Dekret ist uns zu helfen, ob es nun von oben oder von unten kommt. Wir müssen endlich unsere Natur walten lassen. Es gibt keine „Verfassung", als welche

wächst, wie das Korn wächst. Wir müssen es uns erringen, dass man uns wachsen lässt. „Eine weisse Krawatte, ein schwarzer Frack, gelbe Handschuhe, ein Blatt Velinpapier, ein Kalligraph und, nicht zu vergessen, ein Schwur, vor allem und ganz besonders ein Schwur: das sind in der Tat die ausreichenden Ingredienzien zu einer Verfassung — in romanischen Landen. Aus verschiedenen Gründen reichen sie im Deutschen nicht aus. Um nur den ersten und letzten Grund zu nennen, so sagt die deutsche Sprache bei weitem nicht so oft ‚machen', als die französische ‚faire' sagt. Desto öfter sagt sie: entstehen, zeugen, werden, wirken, wachsen, ja sie sagt sogar das wunderbare Wort ‚walten', was ihr in der ganzen Welt kein Mensch mehr nachsagt. Hätten die Eichelfresser, welche mit nackten Armen und Beinen das marmorene Rom zerstörten, nichts weiter gehabt als eine Sprache, in welcher man ‚walten' sagen kann, sie hätten damit allein ihr Recht legitimiert, das marmorene Rom zu zerstören. Der alte Attinghausen sagt: sie sind begraben alle, mit denen ich gewaltet und gelebt; aber auch das Gesangbuch sagt: wer nur den lieben Gott lässt walten. Wer waltet also? Der Mensch und

der Gott! Waltend werden Mensch und Gott Mitarbeiter an einem gemeinsamen Werke. Walten liegt auf der Grenze der Menschengeschichte und der Naturgeschichte. Walten macht die Menschentat zu einem Naturwerk, walten verbindet die Zeit mit der Ewigkeit, die Erde mit dem Himmel. Walten ist ein Baum — der einzige Baum, der wirklich in den Himmel wächst.“

Aber warum lässt man uns nicht walten? Warum dürfen wir nicht wachsen? Wer hemmt uns zu werden? Eine Nation schiebt's auf die andere. Jede fürchtet die andere. Und so hassen sie sich. Und so muss man sie fesseln, sonst stürzt jede auf die andere los. Wirklich? Kürnberger erzählt einmal einen — Traum. „Ich träumte also, das Riesenkind von Niedeck sei über Östreich gekommen und habe ganz Östreich von Brody bis Bregenz, von Ragusa bis Bodenbach in seine Schürze gefegt und nach Amerika hinüber getragen. Östreichs Völker auf dem freien Boden Amerikas! Ich muss auf dem Rücken gelegen haben, denn man sagt, die Rückenlagen sind es, welche die abenteuerlichsten Träume erzeugen. Als nun die Riesenjungfrau von Niedeck, wie sie einst den pflügenden Bauer

von Haslach auf den Tisch ihres Vaters gestellt, die Deutschen, Czechen, Polen, Ruthenen, Magyaren und zuletzt auch den Herrn Toman, der sich die Slovenen-Krone des heiligen Zwonimir schief übers Ohr gestülpt hatte (fast lächerlich schief!), Stück für Stück auf dem reinen Tisch oder der Tabula rasa des freien amerikanischen Bodens aufzustellen begann, da hob ich neugierig den Kopf aus dem Kissen, denn es interessierte mich ausserordentlich, wie sich der österreichische Nationalitätenstreit auf dem Boden der Republik ausnehmen würde. Aber Wunder — ich sah nichts! Vom ganzen Nationalitätenstreit waren nur noch die Nationen, ihr Streit dagegen verschwunden. Kaum hatten die Nationen den freien Boden von Nordamerika berührt, so sanken sie einander in die Arme und riefen frei nach Hamlet: Ha, was für Esel waren wir! Keins fürchtete mehr vom andern unterdrückt zu werden und unterdrückte selbst wieder in dieser Furcht, es gab kein ‚divide et impera‘ mehr — ganz besonders kein ‚impera‘. Keins fürchtete mehr, wenn es nicht Hammer wäre, der Ambos zu sein, denn die Schmiedearbeit, die Freiheit, war schon fertig

und Hammer und Ambos überhaupt unnötig . . . . Das alles machte einen grossen Eindruck auf mich. Die Entdeckung, dass wir eine Nationalitätenmisere haben, nicht wegen der Nationalitäten, sondern wegen des Absolutismus mit seinen verschiedenen Herrschsuchten und Süchteleien, mit seinen Oktober-Diplomen, Februar-Verfassungen und Verfassungs-Sistierungen, diese Entdeckung machte mich zum Messias von Östreich. Für diese Entdeckung gebührte mir nicht ein, nicht zwei und drei Portefeuilles, wie sie Graf Belcredi kumuliert, sondern die Portefeuilles sämtlicher Minister, denn ich wusste jetzt mehr als alle zusammen. Heureka! ich habs gefunden! jauchzte ich auf; die Verfassungsfrage von Östreich ist gelöst! Die einzige Verfassung, von welcher bei uns vernünftigerweise die Rede sein kann, heisst: Föderativ-Republik mit monarchischer Spitze! Eine östreichische Eidgenossenschaft mit einer einzigen gemeinsamen Angelegenheit: Verteidigung nach aussen. Im Innern macht was ihr wollt. Regiert euch selbst.“ Das war sein Traum. Es ist unsere Zukunft. Wenn wir nämlich noch fähig sind, eine zu haben.

In Wien wird immer nach einem Mann verlangt. Hätten wir einen Mann!, hört man überall rufen. Hier war einer. Aber sie vertrödelten ihn im Feuilleton. Und längst ist er vergessen. So verwehen sie das Wirkliche. Nichts folgt. Doch dem Johann Gabriel Seidl winden sie Kränze, der Wiener Plutarch kennt nur Veteranen.

10.

Was wird nun aus Wien? Wird überhaupt noch was? Ist es noch fähig zur Zukunft? Zu irgend einer Zukunft? Hat es noch eine Möglichkeit?

Viele zweifeln. Und sie sind gar nicht traurig. Sie sagen: Täuschen wir uns nicht, wir haben ausgespielt, wir sind vorbei, wir sind Geschichte, wir sind eine schöne Erinnerung! Österreich drängt zum Osten hin, aus dem Deutschen fort. Was soll da noch die vermittelnde Stadt? Jetzt ist es an Prag, an Pest. Gönnen wir es ihnen. Uns aber lasst in Schönheit sterben. Auch davon lässt sich leben. Wie Spanien, wie Venedig. Wir wollen eine Art Venedig, eine Art Toledo spielen. Die Rolle ist auch nicht schlecht.

So hört man den Wiener reden. Und dabei wächst die Stadt und wird stark und überall ist Kraft. Sie darf es nur nicht zeigen. Der alte Schein liegt auf ihr und drückt. Im Qualm und Dunst der Vergangenheit ächzt sie.

Es ist nicht Wien, das über Wien entscheiden wird. Der Wiener tut ja doch jetzt am österreichischen Problem kaum mehr mit. Dieses entscheidet über ihn. Wird es gelöst, so kann er leben. Wenn es nämlich geschieht, dass aus den um Habsburg versammelten Völkern ein Staat wird. Draussen meint man, der österreichische Staat zerfalle. Nein, das kann er nicht. Es gibt nämlich keinen. So oft man auch einen österreichischen Staat anbefohlen hat, er ist noch niemals geworden. Dies wird erst jetzt versucht, nicht auf das Wort eines Fürsten, sondern aus der Völker Not. Es sind nicht die Schmerzen des Todes, in welchen wir uns winden, sondern unserer Geburt.

Vor vierundsechzig Jahren schrieb Mickiewicz über Österreich: „Dieses Kaiserreich zählt vierunddreissig Millionen Einwohner, im Grunde genommen hat es jedoch nicht mehr wie sechs Millionen Köpfe; nämlich sechs

Millionen Deutsche halten achtundzwanzig Millionen andere Stämme in Unterwürfigkeit. Zieht man aber von diesen sechs Millionen noch die Zahl der Bauern, der Handwerker, der Kaufleute usw. ab, welche gar keinen Teil an der Regierung haben, so bleiben höchstens noch zwei Millionen Östreicher, welche diese ganze Masse beherrschen. Diese zwei Millionen, oder vielmehr deren Interessen und Meinungen, werden von ungefähr hundert Familien repräsentiert, welche deutsch, ungarisch, czechisch, polnisch, welsch sind, insgemein aber französisch sprechen und ihre Kapitalien grösstenteils ausser Landes haben. Indem sie nun zu ihrem Dienste zwei Millionen Bureaukraten und Soldaten verwenden, herrschen sie durch dieselben über die andern zweiunddreissig Millionen. Es ist dies eine Gesellschaft nach dem Muster der englisch-ostindischen Handel-Kompagnie, welche auch einen grossen Landstrich inne hat. Gewöhnlich stellt man sich dieses österreichische Kaiserreich falsch vor, das nie ein deutsches, ungarisches, slavisches Reich gewesen, sondern eine Sippschaft von allen ist, die sich das Ziel gesetzt haben, am Marke so vieler bevölkerter und ausgedehnter Länder zu zehren."

Die Zahlen sind jetzt andere, das Wesen ist noch das selbe. Es scheint nur, dass Habsburg herrscht oder irgend ein Volk herrscht. Wirklich herrscht eine Sippschaft. Es ist der Klüngel der „Familien“, der herrscht. Wirklich ist es noch immer so, dass ein paar tausend Menschen sich von der Dynastie und den Völkern soutenieren lassen und dafür der Dynastie und den Völkern kommandieren dürfen. Ihre Macht zu brechen, um einen Staat zu schaffen, ihre Willkür durch seine Notwendigkeit zu zerstören, nicht mehr ihren Schein, sondern was wir wirklich sind, zu zeigen, das ist das österreichische Problem. Das ist es, was diese grosse Bewegung für das gleiche allgemeine Wahlrecht versucht. Seid ihr plötzlich alle so demokratisch? fragt man draussen verwundert und versteht nicht, dass wir nur versuchen, ein wirkliches Österreich zu beginnen.

Österreich hat keine Seele, hat Lagarde gesagt, vor dreiundfünfzig Jahren. Wir wollen ihm eine geben. Dann mag es sein, dass auch der Wiener aus seinem Traum erwacht. Und er schliesst das geheime Fach auf und holt sich heraus, sich selbst, den wirklichen Wiener. Er hört zu scheinen auf,



er fängt zu leben an. Wie damals in der Babenberger-Zeit.

Den „Ruf des Lebens“ hat Schnitzler ein Stück genannt. Der braust überall um uns. Überall hören wir den Ruf des Lebens. Leben, leben, sein! Wie damals als unter uns der Vogelweider sass.

Oder doch . . . nur eine Art Venedig, eine Art Toledo?

Anmerkungen.

Allgemein wurden zugezogen:

Dr. Franz Ritter von Krones, Handbuch der Geschichte Österreichs, von der ältesten bis zur neuesten Zeit.

Franz Tschischka, Geschichte der Stadt Wien.

Franz Tschischka, Kunst und Altertum in dem österreichischen Kaiserstaate.

Österreichische National-Enzyklopädie der wissenswürdigsten Eigentümlichkeiten des österreichischen Kaisertums. Wien 1837.

Adalbert Stifter: Wien und die Wiener in Bildern aus dem Leben. Mit Beiträgen von Adalbert Stifter, C. E. Langer, C. F. Langer, Nordmann, A. Ritter von Perger, D. F. Reiberstorffer, Ludwig Scheyrer, Franz Stelzhammer, Sylo, Wagner.

Eugen Guglia, Geschichte der Stadt Wien.

Maximilian Bach, Geschichte der Wiener Revolution im Jahre 1848.



Dr. Eduard Nehse, Geschichte des östreichischen Hofs und Adels und der östreichischen Diplomatie.

Anton Springer, Geschichte Österreichs seit dem Wiener Frieden 1809.

J. W. Nagl und Jakob Zeidler, Deutsch-Österreichische Literatur-Geschichte.

Max Nancsa, Geschichte Ober- und Niederösterreichs.

Friedrich Tezner, die Wandlungen der östr.-ung. Reichsidee.

Friedrich Tezner, Der österreichische Kaisertitel.

Tomaschek, Rechte und Freiheiten der Stadt Wien.

Alfons Huber, Österreichische Reichsgeschichte.

Walter Rogge, Österreich von Vilagos bis zur Gegenwart.

Walter Rogge, Österreich seit der Katastrophe Hohenwart-Beust.

Rudolf Springer, Grundlagen und Entwicklungsziele der Österreichisch-Ungarischen Monarchie.

Heinrich Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland.

Otto Wittner, Österreichische Portraits und Charaktere.

Mit Vorsicht:

Hormayr, Kaiser Franz und Metternich.

Hormayr, Anemonen aus dem Tagebuch eines alten Pilgersmannes.

Hormayr, Österreichischer Plutarch. (Grillparzer hat recht, Hormayr mit jenem Philarchus zu vergleichen, von dem Plutarch sagt, er pflege in seiner Geschichte „wie in einem Prozess“ immer nur den einen anzuklagen, den andern zu verteidigen. Aber Hormayr hat doch zuerst Österreich erkannt, denn er hat es am eigenen Leib erfahren.)

Von Memoiren:

Caroline Pichler, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben.

Caroline Pichler, Zeitbilder.

J. F. Castelli, Memoiren meines Lebens.

Franz Gräffer, Kleine Wiener Memoiren.

Max Maria von Weber, Carl Maria von Weber.

Wien nach 1848. Aus dem Nachlasse von Moriz Edlen von Angeli mit einer Einleitung von Dr. Heinrich Friedjung.



Besonders:

Ferdinand Kürnberger, Literarische Herzenssachen.

Ferdinand Kürnberger, Siegelringe.

Friedrich Schlögl, Wiener Luft.

Friedrich Schlögl, Wiener Blut.

Emil Kuh, Biographie Friedr. Hebbels

Emil Kuh, Zwei Dichter Österreichs.

Hebbels Tagebücher, Hebbel Briefe, Grillparzers Tagebücher, Grillparzers Briefe, Stifters Briefe, Billroths Briefe.

Zum ersten Kapitel:

Heinrich Driesmans, Das Keltentum in der Europäischen Blutmischung.

Anton E. Schönbach, Walther von der Vogelweide.

Die Gedichte Walthers von der Vogelweide, übersetzt von Karl Simrock.

Zum vierten Kapitel:

Albert Ilg, Kunstgeschichtliche Charakterbilder aus Österreich-Ungarn.

Auch manches in Arneths Prinz Eugen von Savoyen, der allerdings nur Daten enthält, den Sinn muss man sich selbst suchen.

Klar ist mir der Geist der Barocke erst geworden durch — Wagner, der einmal an Liszt schreibt:

„Und noch einen Freund, liebster Franz, hat mir mein gütiges Geschick zugeführt. Welches Labsal es ist ist, im reifsten Alter eine Bekanntschaft mit einem Dichter wie Calderon zu machen, durfte ich empfinden. Er hat mich auch hierher begleitet und soeben beendete ich die Lektüre des ‚Apollo und Klymene' mit der Fortsetzung Phaeton. Ist dir Calderon schon einmal recht nahe gewesen? Mir ist er bei meiner grossen Talentlosigkeit für Sprachen (wie für Musik) leider nur in Übersetzung zugänglich. Doch hat Schlegel, Griess (mit den bedeutendsten Stücken) von der Malsburg und auch Martin (bei Brockhaus) viel dafür getan, uns den Geist und oft selbst die unbeschreibliche Feinheit des Dichters zu erschliessen. Ich bin nahe daran, den Calderon einzig hoch zu stellen. Durch ihn hat sich mir auch die Bedeutung des spanischen Wesens erschlossen: eine unerhörte unvergleichliche Blüte, mit solcher Schnelle der Entwicklung, dass sie bald beim Tode der Materie und — zur Weltverneinung gelangen musste. Der feine und tief leidenschaftliche Sinn der Nation gibt sich in dem Begriffe der ‚Ehre' einen Ausdruck, in welchem sich das Edelste und zu-



gleich Schrecklichste zu einer zweiten Religion bestimmt. Die furchtbarste Selbstsucht und die höchste Aufopferung suchen zugleich dort ihre Befriedigung. Das Wesen der eigentlichen ‚Welt' konnte nie einen schärferen, blendenderen, beherrschenderen — und zugleich vernichtenderen, entsetzlicheren Ausdruck erhalten. Die ergreifendsten Darstellungen des Dichters haben den Konflikt dieser ‚Ehre' mit dem tief menschlichen Mitgefühl zum Vorwurf; die ‚Ehre' bestimmt die Handlungen, welche von der Welt anerkannt, gerühmt werden; das verletzte Mitgefühl flüchtet sich in eine fast unausgesprochene, aber desto tiefer erfassende, erhabene Melancholie, in der wir das Wesen der Welt als furchtbar und nichtig erkennen. Dieses wunderbar ergreifende Bewusstsein ist es nun, was uns in Calderon so bezaubernd, schöpferisch gestaltend entgegentritt, und kein Dichter der Welt steht ihm hierin gleich. Die katholische Religion ist es nun, welche diesen tiefen Zwischenspalt zu vermitteln eintritt und nirgend konnte sie eine solche Bedeutung gewinnen, als einzig hier, wo der Gegensatz der Welt und des Mitgefühles sich so prägnant scharf und plastisch ausbildete, wie bei keiner anderen

Nation es der Fall war. Wie bezeichnend ist es nun auch, dass fast alle grossen spanischen Dichter in der zweiten Hälfte ihres Lebens sich in den geistlichen Stand zurückgezogen. Wie einzig aber ist es, dass von hier aus, nach vollkommen ideeller Überwindung des Lebens, diese Dichter dann dies selbe Leben mit einer Sicherheit, Reinheit, Deutlichkeit und Wärme schildern konnten, wie nie vorher, da sie im Leben standen; ja die graziösesten, launigsten Schöpfungen sich aus jener geistlichen Zurückgezogenheit zutage brachten! Mir kommt dieser wundervoll bedeutenden Erscheinung gegenüber jede andere National-Literatur höchst bedeutungslos vor; und wenn die Natur solch einen Einzigen wie den Shakespeare unter den Engländern hervorgehen liess, so sehen wir nun auch wie einzig dieser war; und dass die prachtvolle englische Nation in so herrlicher Blüte weltschachernd immer noch fortgedeiht, während die spanische zugrunde ging, ergreift mich so tief, weil auch diese Erscheinung so bestimmt mich über das, worauf es in der Welt ankommt, aufklärt." Auch Grillparzer kommt dem Geiste der Barocke manchmal nahe. Wenn er zum Beispiel, gegen Friedrich

Schlegel und die neuen Mystiker sagt: „Und indem sie sich mit Gott vereinigt denken, glauben sie den Gang ihres Lebens ebenso All' ingrosso betrachten zu dürfen, wie man das Wirken der Vorsehung in der Natur anzusehen genötigt ist, wo selbst das Üble als ein notwendiges Mittelglied zum guten Hauptzweck allerdings sich zeigen darf." Zu vergleichen ferner: „Die Bekenntnisse von Ignatius von Loyola, übersetzt von Heinrich Böhmer" und „Zur Charakteristik der ‚Los von Rom'-Bewegung von Graf Heinrich Coudenhove-Kalergi."

Zum siebenten Kapitel:

Ludwig Nohl, Beethoven.

August Göllerich, Beethoven.

Friedrich Kerst, Beethoven im eigenen Wort.

Zum achten Kapitel:

Glossy, Grillparzers Beamtenlaufbahn, in Grillparzer Jahrbuch II.

August Sauer, Grillparzers Gespräche.

August Ehrhard, Franz Grillparzer.

Druck von M. Müller & Sohn, München.

